

Teubner, Susanne

Wohnen im Alter – Die Sehnsucht nach humanen Lebenswelten

eingereicht als

BACHELORARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit

Mittweida, 2015

Erstprüfer: Prof. Dr. phil. Wolfgang Faust

Zweitprüfer: Dr. phil. Michel C. Hille

Bibliographische Beschreibung:

Teubner, Susanne:

Wohnen im Alter. Die Sehnsucht nach humanen Lebenswelten. 53 S.

Mittweida, Hochschule Mittweida (FH), Fakultät Soziale Arbeit,

Bachelorarbeit, 2015

Referat:

Die Bachelorarbeit befasst sich mit dem Thema Wohnen – bezogen auf die Besonderheiten, die sich mit einem höheren Lebensalter ergeben. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf einer intensiven Literaturanalyse. Es wird ein Überblick über die vorhandenen Wohnformen gegeben – eingebettet in gesellschaftliche und kulturelle Rahmenbedingungen. Ziel ist es, Problemstellungen aufzuzeigen, die uns herausfordern, das Konzept eines ‚humanen Wohnens im Alter‘ weiterzuschreiben.

Gliederung

1.	Von der Relevanz, über das Wohnen nachzudenken	S. 1
2.	Was verstehen wir unter Alter(n)?	S. 5
3.	Gesellschaftliche Rahmenbedingungen	S. 9
3.1	Strukturwandel	S. 9
3.2	Bedeutungswandel	S. 10
3.3	Individualisierung	S. 11
4.	Zuhause. Zur Bedeutung des Wohnens	S. 13
5.	Wohnformen im Alter	S. 17
5.1	Traditionelles Wohnen im gewohnten Zuhause	S. 18
5.2	Sonderwohnformen	S. 20
5.2.1	Institutionelles Wohnen im Heim	S. 20
5.2.2	Betreutes Wohnen	S. 23
5.2.3	Gemeinschaftliches Wohnen – Gemeinschaftliche Wohnprojekte	S. 24
6.	Bleiben oder Umziehen?	S. 32
6.1	„Aging in place“ – Bleiben im vertrauten Zuhause	S. 32
6.2	Der Umzug als Handlungsoption	S. 33
7.	„Wie möchte ich leben, wenn ich alt bin?“ - Entscheidungsfindung	S. 36
7.1	Über die Bedeutung der materiellen Ressourcen	S. 36
7.2	Über die Bedeutung der Familie	S. 39
7.3	Der Prozess der Entscheidungsfindung	S. 42
8.	Schlussbetrachtung	S. 45
	Literaturverzeichnis	S. 51

1. Von der Relevanz, über das Wohnen nachzudenken

Das Thema ‚Wohnen und Alter‘ ist ein sehr vielschichtiges Thema und aktueller Gegenstand wissenschafts- und sozialpolitischer Diskussionen im In- und Ausland (vgl. Bramberger 2005, S.9). Bereits 1998 hat die Bundesregierung den Zweiten Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland zu dem Schwerpunktthema „Wohnen im Alter“ veröffentlicht. Es wurden einerseits die Wohnverhältnisse älter werdender und alter Menschen untersucht - und es wurden des Weiteren Vorschläge zur Verbesserung ihrer Wohnsituation gemacht. 2002 folgte im Vierten Bericht zur Lage der älteren Generation die Auseinandersetzung mit der Wohn- und Lebenssituation Hochbetagter. Diese und andere Studien dokumentieren die Notwendigkeit dringenden Handelns, nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der zu erwartenden demographischen Entwicklungen. In allen Bereichen der Gesellschaft haben wir uns damit auseinanderzusetzen, dass der ältere Bevölkerungsanteil zahlenmäßig zunimmt, während der jüngere Anteil erwerbsfähiger Menschen zurückgeht. Diese Tatsache stellt uns vor die Aufgabe, dass wir Antworten auf verschiedenste Fragen im Zusammenleben finden müssen (vgl. Göschel 2008, S.107). Von zentraler Bedeutung ist hierbei die Frage, wie das Leben im Alter würdig und mit größtmöglicher Selbstbestimmung gelebt werden kann.

Besonders für ältere Menschen besitzt das Wohnen große Relevanz, bildet es doch den Mittelpunkt der alltäglichen Lebenserfahrung. Ältere Menschen verbringen durchschnittlich mehr als vier Fünftel des Tages in der eigenen Wohnung bzw. in ihrem Garten (vgl. Blonski 1997, S. 9). So ist die Feststellung, dass geeignete Wohnverhältnisse, bei denen möglichst keine physischen, emotionalen und kognitiven Barrieren bestehen, entscheidend zu einer Verbesserung der Lebensqualität beitragen, nicht verwunderlich (vgl. Wehrli- Schindler S.9). In Auseinandersetzung mit der Wohnthematik im Alter zeigen sich folgende Fragen von Brisanz: Wie möchte ich leben, wenn ich alt bin? Solange wie möglich Zuhause? Oder so früh wie möglich mit einer altengerechten Wohnung vorsorgen? Wo finde ich die Wohn- und evtl. auch Pflegebedingungen, die meinen Bedürfnissen gerecht werden? Dem Prozess der Entscheidungsfindung

in Bezug auf das Wohnen geht ein meist längerer Prozess voraus. Dieser ist ein wichtiger Teil von Identitätsarbeit im Alter – und verläuft nicht unabhängig von sozial-familialen und gesellschaftlichen Faktoren (vgl. Iken 2007). Diese Differenziertheit der einzelnen Faktoren, die sich für jeden anders darstellen, lässt schon vermuten, dass es *die ideale Wohnform* mit einer Allgemeingültigkeit nicht geben kann. Es lassen sich objektiv Kriterien zur Beurteilung der einzelnen Wohnformen erarbeiten, die eine wichtige Orientierung sind. Es ist und bleibt jedoch ein sehr differenzierter, individueller Prozess, die für sich passende Wohnform zu finden. Aus dieser Tatsache heraus ergeben sich, neben vielen anderen, folgende zwei zentrale Aufgaben der Alterspolitik:

1. die Schaffung und der Erhalt einer Vielfalt an Wohnformen, aus denen sich die älteren Menschen entsprechend ihren spezifischen Bedürfnissen die für sie richtige wählen können (vgl. Wehrli-Schindler 1997, S.18).
2. die Etablierung von Strukturen, die eine unabhängige und umfassende Wohnberatung bieten können.

Wurde lange Zeit ‚Wohnen im Alter‘ nur unter Gesichtspunkten des ‚barrierefreien Wohnens‘ konzipiert, hat sich immer mehr die Erkenntnis durchgesetzt, dass diese Sichtweise viel zu eng gefasst ist und eine Vielzahl von Faktoren mitbestimmend sind (vgl. Höpflinger 2004, S.11). Mit der Wohnthematik ist ganz eng die Frage nach der Pflege verknüpft. Darum, wer die Pflege zukünftig leisten kann und soll, haben sich kontroverse Diskussionen entwickelt: Wir befinden uns im Spannungsfeld zwischen familiärer/ informeller und professioneller Unterstützung, individueller und gesellschaftlicher Verantwortung. Hier liegt die große Herausforderung, eine Balance zwischen den Bedürfnissen aller Generationen zu suchen und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entsprechend zu gestalten. Das Thema ‚Wohnen im Alter‘ ist also eines, welches für alle Altersgruppen Relevanz besitzt.

Im ersten Teil der hier vorgelegten Arbeit soll es darum gehen, sich mit dem Alter(n) in seiner Begrifflichkeit auseinanderzusetzen und die heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu erfassen, in die das Thema „Wohnen im Alter – die Suche nach humanen Lebenswelten“ eingebettet ist. Denn wenn wir nach humanen Lebenswelten – und nicht nach den Wohnwelten - fragen, wird

deutlich, dass das nicht auf Ebene des einzelnen Individuums bezogen bleiben kann, sondern seinen Platz in einem größeren Zusammenhang finden muss. Es gilt weiterhin zu klären, wie ein humanes Leben im Alter aussehen könnte, welche Rahmenbedingungen es dafür braucht. Dabei geht es nicht nur um die Erfassung von Wohnwünschen, um so ein bedarfsgerechtes Angebot auf dem Wohnungsmarkt bereithalten zu können. Es geht darum, (Wohn-)Bedürfnisse zu erfassen, die von dringlicher, existenzieller Relevanz für jeden Einzelnen sind und die Ausgangspunkt für alle Planungen im Bereich des Wohnens sein sollten (vgl. Reichl 2014, S. 10). Hier kommt dem ‚Zuhause‘ eine besondere Bedeutung zu. Darauf aufbauend werden die verschiedenen Wohnformen in ihrer Bandbreite vorgestellt - mit ihren Chancen und Risiken und evtl. ‚Stolpersteinen‘. Große Relevanz besitzt die Auseinandersetzung mit der Frage ‚Bleiben oder Umziehen?‘. Ziel soll es sein, mögliche Schwellen, vor allem auch im Kopf, abzubauen, um die Umsetzung der gefundenen Antworten in Bezug auf das eigene Wohnen zu erleichtern bzw. überhaupt erst zu ermöglichen. Für eine Weiterentwicklung der Wohnthematik stellen sich im individuellen wie auch im gesellschaftlichen Bereich die beiden Einflussfaktoren ‚Familie‘ und ‚materielle Ressourcen‘ von immenser Bedeutung heraus. Dieser Tatsache soll mit einem gesonderten Kapitel Rechnung getragen werden – auch vor dem Hintergrund, dass in diesen beiden Bereichen das Potential und die Notwendigkeit für eine gesellschaftlich-politische Weichenstellung in Bezug auf ein zukünftiges humanes Altern erfolgen kann und muss.

Anliegen ist es, zu einem grundsätzlichen Nachdenken anzuregen, wie ‚Wohnen‘ bzw. ‚Leben‘ in Zukunft gestaltet werden kann – und trotz aller Schwierigkeiten die Chance zu entdecken, die in einer frühzeitigen Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Wohnen im Alter‘ liegt. Dabei sind wir angehalten, in unsere Überlegungen einzubeziehen, dass künftige Nachfragerinnen und Nachfrager kaum mehr dieselben Bedürfnisse haben werden wie die heutigen. Jede Altersgruppe entwickelt aus ihrer Situation heraus eigene Bedürfnisse (vgl. Wehrli-Schindler 1997 und Iken 2007). Die Frage nach humanen Lebenswelten darf und muss also immer wieder neu gestellt und beantwortet werden. In diesem Sinne versteht sich diese Arbeit als ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit neuen Konzepten, wie der Mensch in Würde altern kann (vgl. Billmann, Schmidt

& Seeberger), ohne eine allgemeingültige, verbindliche Antwort für zukünftige Generationen geben zu können. Für die Auseinandersetzung mit dem Thema habe ich mich auf die Analyse vorhandener Literatur beschränkt, die in sehr umfangreichem Maße vorhanden ist. Es soll darum gehen, den Stand der Forschung zu verdeutlichen und gleichzeitig weiterführende Fragen und Problemstellungen aufzuzeigen. Von zentraler Bedeutung ist für mich Ulrike Iken (2007) Auseinandersetzung mit der Wohnthematik, da sie sehr fundiert und nachvollziehbar aktuelle Erkenntnisse vor allem zur psychologischen Bedeutung des Wohnens darlegt.

Aus Gründen der Lesbarkeit verzichte ich in meiner Arbeit auf die explizite Nennung beider Geschlechter. Es ist aber immer auch die weibliche Form mitgemeint, außer es ergibt sich aus dem Kontext etwas anderes.

2. Was verstehen wir unter Alter(n)

Eine Definition zu formulieren, was wir unter Alter verstehen, ist alles andere als leicht und „...eine der schwierigsten Aufgaben, die an die Altersforschung gestellt werden...Denn: nur auf den ersten Blick scheint klar, was eigentlich unter Alter zu verstehen ist.“ (Kruse & Wahl 2010, S.3). Die Suche nach einem Verstehen von Alter so alt ist, wie die Menschheit. Jeder Einzelne, aber auch wir als Gesellschaft werden immer wieder vor die Aufgabe gestellt sein, das Phänomen Alter in seiner Vielschichtigkeit und Reichhaltigkeit, aber auch mit seinen Widersprüchlichkeiten und Herausforderungen aufs Neue zu erfassen (vgl. ebd., S.3). Im Rahmen dieser Arbeit ist es mir nicht möglich, umfassend widerzuspiegeln, welche Erkenntnisse und Theorien die Altersforschung in Bezug auf das Alter(n) gefunden hat. Mir ist es wichtig, in diesem Abschnitt mit pointierten Aussagen ein Verständnis zu wecken, wie Alter(n) heute verstanden wird, um im weiteren Verlauf der Arbeit die Auseinandersetzung mit dem Thema Wohnen im Alter aufzubauen.

„Altern bedeutet in einer allgemeinen Begriffsbestimmung zunächst einmal das Vergehen von Lebensjahren.“ (Iken 2007, S.18). Es ist als ein lebenslanger Prozess zu verstehen, der mit der Geburt beginnt und mit dem Tode endet (vgl. Kruse & Wahl 2010, S. 7). Dabei ist der Mensch eingebunden in unterschiedlichste räumliche und soziale Bezüge, die sich im Laufe seines Lebens immer wieder ändern können. Um das Alter verstehen zu können, ist es also hilfreich, den Lebenslauf in seiner biographischen Gesamtheit zu betrachten (vgl. Filipp & Mayer 1999, S.29). Diese Sichtweise hat sich in der Entwicklungspsychologie als Life-span-development-Ansatz durchgesetzt und dazu geführt, dass auch das höhere Alter als ein Lebensabschnitt mit verschiedenen Entwicklungsprozessen verstanden wird. Diese Entwicklungsprozesse können dabei unter dem Aspekt des Zugewinns oder Wachstums sowie des Abbaus oder Verlustes betrachtet werden (vgl. Iken 2007, S.17). Die Altersforschung unternimmt große Bemühungen, die negative und defizitäre Betrachtungsweise von Alter, die als Altersstereotypen immer noch wirksam sind, aufzubrechen und damit die Voraussetzung für neue Entfaltungsstrukturen für ältere Menschen zu schaffen.

Es hat sich durch zahlreiche Untersuchungen erwiesen, dass die lange Zeit geltende These vom genetisch vorprogrammierten Verfall nicht haltbar ist (vgl. Iken 2007, S. 18f). Einen Kontrapunkt zu den negativen Altersstereotypen, in denen Altern gleichgesetzt wird mit Verlust und Abbau, setzen Baltes und Baltes (1989) mit ihrem Modell des Erfolgreichen Alterns. Das Modell geht auf Havighurst zurück, der damit einen „inneren Zustand der Zufriedenheit und des Glücks“ (Havighurst, 1963) umschrieb. In den Begriff des ‚erfolgreichen Alterns‘ fließen dabei personale Aspekte (subjektives Wohlergehen) als auch die Komponente der gegebenen Lebensbedingungen ein (vgl. Iken 2007, S.35). Es eine positive Entwicklung, den Alterungsprozess in den späten Lebensjahren als kompetentes und konstruktives Alter(n) zu sehen (vgl. Saup 1991). Dennoch befreit sie nicht von der großen Herausforderung, eine innere Zufriedenheit zu erhalten bzw. zu erreichen - auch angesichts der Tatsache, dass Altern ein unumkehrbarer körperlicher Prozess ist und Themen wie Krankheit, Verlust und Hinfälligkeit an Brisanz zunehmen werden (vgl. Iken 2007, S. 21). Unter diesem Blickwinkel wird auch die Thematik des Wohnens im Alter zu betrachten sein. In alle unsere Überlegungen sollten immer Aspekte der individuellen und gesellschaftlichen Sorge für die vielfache psychische und somatische Verletzlichkeit des Alterns einbezogen werden (vgl. Kruse & Wahl 2010).

Eine weitere wichtige Erkenntnis der Alternsforschung ist die Tatsache, dass Altern kein homogener, d.h. gleichförmiger und gleichsinnig verlaufender Prozess ist. Es gibt höchst unterschiedliche Verläufe: Hohe geistige Leistungsfähigkeit bei zunehmendem körperlichen Verfall kann es ebenso geben wie etwa Depressivität und dementieller Abbau bei guter körperlicher Gesundheit. Der Vorgang des Alterns umfasst also Gewinne und Verluste, Stabilität und Abbau – individuell sehr verschieden (vgl. Filipp & Mayer 1999, S.31). Iken bringt diese Erkenntnisse folgendermaßen auf den Punkt: „Der biologische Prozess ist zwar ein den Menschen stets begleitender Ablauf, und insofern können für den Alterungsprozess typische körperliche (Abbau-) Prozesse ausgemacht werden. Dieser körperliche Prozess wird aber durch psycho-soziale Einwirkungen verändert, und erst das Zusammenspiel biologischer Prozesse, sozial-kultureller Bedingungen und die jeweils individuelle Lebensgeschichte konstituieren einen spezifischen Alterungsverlauf.“ (Iken 2007, S.18f).

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass es *die Alten* oder *das Alter* nicht gibt. Altern ist ein Prozess, der in Rahmenbedingungen eingebettet, die sich aus biologischen, sozialen, ökologischen, ökonomischen, historischen und psychologischen Faktoren ergibt. Infolge der Vielzahl der Faktoren, die das Alter formen, ergibt sich eine große Heterogenität dieser Altersgruppe.

Während ich im ersten Teil dieses Abschnittes kurz aus entwicklungspsychologischer Sicht das Alter beleuchtet habe, erscheint es mir sinnvoll, der Frage nachzugehen, wie Menschen selbst das Alter und das Älterwerden wahrnehmen. Denn nicht zuletzt diese persönlichen positiv und negativ wahrgenommenen Facetten des Alters besitzen Einfluss auf die Denk- und Handlungsmuster – und damit bezogen auf meine hier vorgelegte Arbeit auch auf die Wohnwünsche und Wohnbedürfnisse der älteren Menschen. Die Wissenschaft setzt sich unter dem Begriff der „Subjektiven Theorien des Alltagsmenschen“ sehr intensiv damit auseinander. Nach Fillipp & Mayer (1999) wird der ‚Alltagsmensch‘ ebenso wie der Forscher als „Wissenschaftler“ verstanden (man as scientist). Beide streben danach, die Welt und die Ereignisse um ihn herum deuten, verstehen, erklären und vorhersagen zu können. So entstehen Überzeugungssysteme, auf denen die Bewertungen anderer Personen beruhen und gleichzeitig die eigene Lebenssituation eingeordnet wird. Näher auf diese Subjektiven Theorien einzugehen, geht leider über den Rahmen meiner Arbeit hinaus. Eine hier hervorzuhebende Erkenntnis ist, dass die vorgenommenen Bewertungen unmittelbare Konsequenzen für das Wohlbefinden und die Lebenszufriedenheit besitzen und eine „emotionsregulative Funktion dieser Überzeugungssysteme“ nachgewiesen werden konnte. Menschen nutzen Spielräume im Denken und sind in der Lage, Vergleichsmaßstäbe so zu wählen, dass ihr Selbstwertgefühl nicht bedroht ist. Nicht selten werden Akkuratheit und Objektivität bei der Sicht auf die eigene Entwicklung subjektiv zugunsten des Selbstwertschutzes abgewandelt (vgl. Filipp & Mayer 1999, S. 34ff). Darauf lässt sich vermutlich auch das „Zufriedenheitsparadox“ zurückführen: trotz objektiv schlechter Bedingungen wird eine relativ hohe subjektiv empfundene Zufriedenheit konstatiert. Diese Erkenntnis sollte Motor sein, die Weiterentwicklung der Wohn- und Lebensbedingungen voran zu treiben und die objektiv gefundenen Bedürfniskategorien der älteren Menschen immer wieder in den Blick zu nehmen.

Eine weitere Erkenntnis zahlreicher Studien ist, dass Menschen in höherem Alter dazu neigen, ihr Alter zu unterschätzen (vgl. ebd, S.17). Dies kann ein Erklärungsgrund dafür sein, dass sich ältere Menschen oft erst sehr spät mit der Wohnthematik im Alter auseinandersetzen und dann gezwungen sind, ihre Entscheidungen unter Zeit- und Handlungsdruck zu treffen, um eine unerträgliche Situation zu regulieren anstatt sie schon früher als Entwicklungschance wahrzunehmen. Hier wird zukünftig der Öffentlichkeitsarbeit in Bezug auf das Wohnen ein hoher Stellenwert zukommen.

Insgesamt ist bei den älteren Menschen ein sehr differenziertes Bild über die subjektiven Hoffnungen und Befürchtungen in Bezug auf das Altern zu konstatieren: Altern als natürlicher und graduell verlaufender Prozess (33 Prozent der Äußerungen), Altsein als Periode der Lebensbewertung, philosophischen Reflexion, Weisheit und Reife (25 Prozent), Altsein als Phase neuer Freiheiten und Interessen sowie reduzierter Pflichten (28 Prozent), Altern als Prozess zunehmender Sorgen um die Gesundheit (12 Prozent) sowie Altsein als Zeit persönlicher und sozialer Verluste (2 Prozent) (Keller 1989, zitiert nach Filipp & Mayer 1999, S.34). In diesen Äußerungen klingt an, mit welchen Aspekten sich in Bezug auf das Wohnen im Alter auseinandergesetzt werden muss.

3. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Wie Menschen älter werden und unter welchen Bedingungen, ist auch eine Frage gesellschaftlicher Strukturen und kultureller Rahmenbedingungen. In diesem Abschnitt sollen unter den Stichworten Strukturwandel, Bedeutungswandel und Individualisierung die gegenwärtigen Rahmenbedingungen von Alter(n) überblicksartig dargestellt werden. Denn es sind nicht zuletzt genau diese gesellschaftlichen Entwicklungen, die die Wohnthematik entscheidend beeinflussen.

3.1 Strukturwandel

Wir leben in einer Zeit erheblicher demografischer Veränderungen, wie immer wieder konstatiert wird. Die Zahlen der zu erwartenden Entwicklung wurden in den letzten Jahren hinlänglich diskutiert und sollen hier nicht umfassend ausgeführt werden. Nur ein Beispiel: Bereits um das Jahr 2030 werden die Über-60-Jährigen mit ca. 30 Millionen die größte Altersgruppe stellen, während die Unter-20-Jährigen mit ca. 12 Millionen die kleinste bilden. Mit dieser Entwicklung geht die Befürchtung einher, dass alle gegenwärtigen Systeme sozialer Sicherheit zusammenbrechen werden und wir neue Lösungen für die soziale Absicherung im Alter finden müssen (vgl. Göschel in: Andritzky 2007, S. 16, vgl. weiterhin Herwig 2005). Der viel zitierte ‚Generationenvertrag‘, der die Grundlage des deutschen Rentensystems bildet und nach dem die jeweilig aktiv Erwerbstätigen die inaktiven finanzieren, scheint angesichts dieser Prognose nicht mehr haltbar zu sein. Vor diesem Hintergrund erscheinen die älteren Menschen in einem großen Teil des öffentlichen Bewusstseins vor allem als Last, als ‚Alterslast‘, die zu groß für immer weniger Schultern scheint (vgl. Iken 2007, S. 27). Diese Aussagen stehen stellvertretend für eine erwartete Bedrohung durch den demographischen Wandel. Bramberger (2005) setzt dem entgegen: „Die Entwicklung von einer Alterspyramide hin zu einem Pilz oder einer Urne kann nicht per se als ein erfreuliches oder als ein bedrohliches Szenario begriffen werden. Die Prognosen besagen nicht mehr und nicht weniger, als dass ein hoher Teil ... der Bevölkerung in Zukunft 60 Jahre alt und älter sein wird, und dass es normal sein wird, alt zu sein.“ (S.19). Diese ‚normalisierende Feststellung‘ halte ich für wertvoll, um einer Polarisierung zwischen Jung und Alt

entgegenzuwirken. Ohne Frage stehen wir vor der großen Herausforderung, konstruktive Lösungen als Antworten auf die demographischen Veränderungen zu finden. Um wachzurütteln und den dringenden Handlungsbedarf aufzuzeigen, mag es hilfreich sein, die Bedrohungen in aller Härte darzustellen. Der medialen Ausschlichtung als „Krieg der Generationen“ und der „Alterslast“ ist allerdings in aller Deutlichkeit entgegen zu treten, denn „...ebenso wenig ist zu bestreiten, dass ältere Menschen mit ihren geistigen, emotionalen und zeitlichen, vielfach auch mit ihren materiellen Ressourcen eine bemerkenswerte Unterstützung der nachfolgenden Generationen leisten können.“ (Kruse in: Institut für Demoskopie 2007, S.17). Die Tatsache, dass wir alle eingebunden sind in ein System von Geben und Nehmen sollte vermehrt Einzug halten in die öffentlichen Diskussionen, um so das Bewusstsein für unsere Verwobenheit zu schärfen.

3.2 Bedeutungswandel

Statistiken zeigen sehr deutlich, dass unsere Lebenserwartung stetig steigt – „Wir leben vier Jahre länger als unsere Eltern, unsere Kinder vier Jahre länger als wir“, sagt Axel Börsch-Supan, Direktor des Mannheimer Forschungsinstituts Ökonomie und demografischer Wandel (zit. nach Holzamer 2008). Diese Tatsache darf nicht auf die bloße Anhäufung von Jahren reduziert werden. Ruhestand wird in diesem Sinne also nicht als „Restzeit“ verstanden, sondern als ein immer länger werdender Lebensabschnitt. Bei Erreichung des 60. Lebensjahres haben Frauen durchschnittlich damit zu rechnen, noch 22 Jahre zu leben, bei Männern sind es noch 18 Jahre (vgl. Kohli und Künemund 2000, S.11). Ein größerer Teil älterer Menschen wird in der Lage sein, im Anschluss an die Berufstätigkeit oder Familienarbeit unter relativ guten äußeren Bedingungen (bzgl. materieller Ressourcen, Gesundheits- und gesellschaftlicher Situation) einen längeren Lebensabschnitt in eigenständiger Gestaltung zu verbringen. So ist es nicht verwunderlich, dass die Mehrheit der 65-85-Jährigen positiv auf ihren jetzigen Lebensabschnitt blickt und sich nicht zu alt dafür fühlt, das Leben zu genießen (vgl. Kruse in: Institut für Demoskopie Allensbach 2013, S. 31). Diese ausgesprochen positive Bewertung der Lebensumstände gründet nicht zuletzt auf der Tatsache, dass die große Mehrheit der 65-bis 85-Jährigen sich jünger fühlt, als es ihrem tatsächlichen Alter entspricht. Doch trotz aller gefundenen positiven Befunde sollten wir nicht aus dem Blick verlieren, dass das Älterwerden mit be-

trächtlichen Risiken verbunden bleibt. Alterns- oder krankheitsbedingte Funktionseinbußen können die Rahmenbedingungen verschlechtern, insbesondere in einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem Jugendlichkeit und Leistungsfähigkeit als zentrale Bewertungskategorien präsent sind. Und genau daraus ergibt sich ein Spannungsfeld zwischen zwei Polen, in die die Diskussionen um das Alter eingebettet sind: ‚aktives, gesundes Altern‘ versus ‚verletzliches, abhängiges Altern‘. Und so, konstatiert Iken (2007): „...bleibt auch die Form des optimistischen Altersdiskurses als unlimitierte Selbstverwirklichung eingebunden in Rahmenkonzepte des Alters als Not, des sozialpflegerischen Bedarfs sowie des Lebens in medizinischen Territorien. Dies erfordert Vorbereitung des einzelnen, älter werdenden Menschen, mentale und zunehmend auch wieder ökonomische Vorsorge.“ (S. 31)

3.3 Individualisierung

Ein letzter Gesichtspunkt soll unter dem Stichwort der Individualisierung angesprochen werden, ohne die gesamte Individualisierungsdebatte darstellen zu können. Das Konzept der Individualisierung, welches vor allem durch die Soziologen Beck und Beck-Gernsheim(1993) in Deutschland Verbreitung fand, beschreibt die Herauslösung des Einzelnen aus Tradition und sozialen Zusammenhängen (vgl. Beck & Beck-Gernsheim 1994, S.179). Die ‚Normalbiographie‘ ist immer weniger die Norm, Lebensläufe bilden sich ganz unterschiedlich aus. Dabei gewinnt der Einzelne immer mehr Gestaltungsräume – dies bedeutet aber gleichzeitig, dass jeder selbst gefordert ist, Optionen wahrzunehmen, zu interpretieren und in Handlungen umzusetzen. Dies kann mit einer großen Verunsicherung einhergehen. Jeder wird nun zu ‚seines Glückes Schmied‘. Beck und Beck-Gernsheim sprechen dabei auch von ‚Bastelbiografie‘. In dessen Folge gehen verschiedene Veränderungen einher, die sowohl für die Gesellschaft als auch für den Einzelnen große Relevanz besitzen. Die Entwicklung, die der moderne Mensch genommen hat, indem er sich erfolgreich von den Bindungen an Herkunft und Verwandtschaft abgenabelt hat, ist und bleibt ambivalent. Die neugewonnen Freiheiten gestatten es ihm einerseits, sein Leben aus eigener Bestimmung zu gestalten, verweigern ihm aber die früher selbstverständliche Unterstützung familiären Gemeinschaft (vgl. Iken 2007, S. 29f). In welcher Ausprägung sich diese ‚Abnabelung‘ vollzogen hat, wird sehr kontrovers

diskutiert (vgl. dazu auch: Göschel 2008). Aus diesem Grund widme ich in meiner Arbeit ein eigenes Kapitel dem Thema ‚Familie‘ und ihrer Bedeutung speziell für das Alter.

Zum Abschluss dieses Abschnittes zitiere ich Göckenjan, der eine Folge der Individualisierung für den Lebensabschnitt ‚Alter‘ eindrucksvoll auf den Punkt bringt: „Über Alter zu reden heißt dann in den letzten beiden Dekaden des 20. Jahrhundert scheinbar nur noch unverbindliche Sinndeutungen zu produzieren, heißt Modulationen von privaten und nirgends öffentlich bedeutungsvollen Einstellungen zu paraphrasieren. Jeder ist so alt, wie er sich fühlt, oder wie sie in ihren Auftritt zu inszenieren in der Lage ist...dieser inszenierende Diskurs behauptet, dass es kein Alter gibt, sondern nur ein unendliches, den kreativen Wünschen des einzelnen überlassenes Gestaltungsprojekt, höchstens eingestreut mit gelegentlichen Komplikationen (Glöckenjan 2000, 416ff.). Wenn von ‚Gestaltungsprojekt‘ die Rede ist, stoßen wir in diesem Zusammenhang auch auf eine theologische Problematik, wie sie Coors & Kumlehn (2014) beschreiben. Mit der Idealisierung der dritten Lebensphase einerseits und durch den kulturell bedingten Wegfall eines Glaubens an ein Leben nach dem Tod wird das Ende des Lebens zu einer Sackgasse, mit den Alten als Repräsentanten. Welchen Unterschied für das Leben im Alter macht der Glaube an Gottes Ewigkeit aus? „Hängt die allgemeine Tendenz, das Leben im Alter und darüber hinaus auch das Sterben planen und organisieren zu wollen oder gar zu sollen (z.B. in Form von Patientenverfügungen) auch damit zusammen, dass der Verlust des Gegenübers der Ewigkeit Gottes die letzte Lebensphase mit der Aufgabe belastet, sein Leben abrunden und gut abschließen zu müssen?“ (S.9ff) Mit dem Einwerfen dieser Fragestellung folge ich meiner Absicht, zu einem grundsätzlichen Nachdenken in Bezug auf das Alter im Allgemeinen und bezogen auf das Wohnen im Speziellen, aufzufordern. Es ist lohnenswert, sich mit einer Vielfalt von Aspekten auseinanderzusetzen um nachzuspüren, was in der Thematik Alter(n) alles impliziert ist. Wir sollen und wollen planen im Sinne eines guten Alterns – und bleiben doch nicht verschont von der Tatsache, dass wir manchen Veränderungen und Ereignissen unabänderlich ausgeliefert sind und das Leben endlich ist.

4. Zuhause. Zur Bedeutung des Wohnens

Nur auf den ersten Blick leicht zu klären ist die Frage, was wir unter Wohnen verstehen. Iken (2007) schreibt dazu: „Es gehört zu unseren alltäglichsten Erfahrungen an einem Ort zu wohnen, doch handelt es sich dabei um einen mit einer Vielzahl von menschlichen Verhaltens- und Erlebensaspekten sowie mit komplexen Handlungsströmen aufs engste verbundenen Prozess im Kontext der Wohnung und des Wohnumfeldes.“ (S.45) In diesem Satz wird sichtbar, dass sich ein weitgefächertes Themenspektrum in Bezug auf das Wohnen ergibt. Wohnen vollzieht sich also einerseits in der Wohnung, gleichzeitig eingebettet in ein (Wohn-) Umfeld – und von erheblicher Bedeutung ist das individuelle (Er)Leben.

Eine Wohnung umfasst grundsätzlich erst einmal einen physischen Raum. Bekommt er eine psychologische Bedeutung im Sinne einer Identifikation, wird er zum Zuhause, zum Heim. „Wohnen heißt, an eine bestimmte Stelle hingehören, an ihr verwurzelt sein, ein Zuhause, einen festen Bezugspunkt und Bereich der Geborgenheit sowie Vertrautheit haben.“ (Saup 1990, S. 76).

Das Wort „Zuhause“ lässt erahnen, dass es beim Wohnen um mehr geht, als um die Erfüllung eines existentiellen Grundbedürfnisses im Sinne von Schutz. Im Zusammenhang mit der Wohnthematik stellen sich Fragen nach Lebenszufriedenheit und Wohlfühl – als wichtige Indikatoren des ‚Erfolgreichen Alterns‘ nach Havighurst (s. Kap.2). Bei Sixsmith (1996) ist eine Beschreibung von *Zuhause* zu finden, die meinem Empfinden nach eine Brücke zu der Frage nach humanen Lebenswelten in Bezug auf das Wohnen im Alter am eindrucksvollsten schlagen kann: Sie ordnet die Bedeutungen von Zuhause drei Ebenen zu: der personalen, der sozialen sowie der physikalischen Ebene. Sie versteht das Zuhause als ein persönliches emotionales Zentrum, welches Privatheit ermöglicht und Zugehörigkeit stiftet. Durch die Gestaltung der unmittelbaren Wohnumgebung vollzieht sich die Ausdehnung des Selbst auf die Umgebung. Gefühle von Glück, Zufriedenheit, Zugehörigkeit und Sicherheit, Verantwortlichkeit, Dauerhaftigkeit und Privatheit stehen im Zusammenhang mit dem Wohnen. Ein Zuhause macht weiterhin die Erfahrung aus, dass man

innerhalb der eigenen Wohnung tun und lassen kann, was man möchte. Es ist ein Ort weitgehender Selbstbestimmung. In einer Wohnung kann durch ausgestaltende Gegenstände Biografie abgelesen werden, mit dem Wohnen-Bleiben lässt sich Kontinuität mit der Lebensgeschichte herstellen. Der soziale Aspekt betont die bedeutende Funktion der Wohnumgebung für die Art und Qualität der Beziehungsgestaltung zur Familie, zu Freunden und Bekannten. Die Wohnung ist der Ort, an dem ein Großteil des Familienlebens stattfindet, an dem man sich mit Freunden trifft, der aber auch Rückzug aus sozialen Bezügen erlaubt. Der räumlich-dingliche Aspekt beschäftigt sich mit den physischen Merkmalen der Umgebung wie Einrichtung, Ausstattung, Wärme und Helligkeit (vgl. Iken 2007, S. 48f). Diese Beschreibung von Zuhause kann zu einer allgemeinen Orientierung und Beurteilung von Wohnbedingungen herangezogen werden. Diese Bedeutungen gelten grundsätzlich für alle Altersgruppen und sind bei der Planung von Wohnraum zu berücksichtigen. Für das Wohnen im Alter ergeben sich allerdings aus gerontologischer Sicht noch einmal andere Schwerpunkte. In der Literatur wird einheitlich und nachvollziehbar dargelegt, dass der räumliche Aktionsradius mit zunehmendem Lebensalter geringer wird und auch der Umfang der außerhalb der Wohnung verbrachten Zeit sich erheblich verringert. Damit ergibt sich für ältere Menschen eine besondere psychologische Bedeutung der Wohnumwelt, die deutlicher als in den vorangegangenen Lebensphasen hervortritt. Oft werden Jahrzehnte in einer angestammten Wohnung verbracht. Die entsprechende Verwurzelung, die sich aus den Lebensumständen und –gewohnheiten ergibt, ist enorm. Ältere Menschen (ebenso wie jüngere) nehmen massive Prozesse des sozialen und kulturellen Wandels wahr, ältere müssen sich aber gleichzeitig den individuellen Veränderungen des Alterns stellen. Dies kann mit einer großen Verunsicherung einhergehen, in deren Auseinandersetzung das gewohnte Zuhause als ‚geschützter Raum‘, als ein wichtiger Rückzugsort fungieren kann. Und ‚Zuhause‘ meint nicht zuletzt auch den Ort der Lebensbilanzierung und an dem Überlegungen zum Lebensende ihren Raum haben (sollten). Insofern ist die emotionale Bedeutsamkeit des Wohnens im Alter höher anzusetzen als zu anderen Lebensaltern. Allerdings können gleichzeitig Kompetenzeinschränkungen zu Störungen des Wohnens führen. Ungünstige oder günstige Umweltbe-

dingungen können zunehmend Einfluss auf das Wohnen – und damit auf die Lebenszufriedenheit nehmen (vgl. Iken 2007, S. 49f).

Die Behandlung des Themas Wohnen im Alter aus gerontologischer Sicht ist nicht neu und begann bereits Ende der 30er Jahre. Verschiedene Studien befassten sich mit verschiedensten Fragestellungen und Aspekten zur Beziehung von alten Menschen und ihrer Umwelt, zu Auswirkungen eines Umzuges, zu Tagesabläufen älterer Menschen, zu Aspekten wie Privatheit, Raumwahrnehmung und Territorialität. Diese kurze Aufzählung zeigt, welche Themenvielfalt sich in der Bearbeitung ergibt, denen die Forschung mit verschiedenen Ansätzen Rechnung trägt. Grundsätzlich lassen sich diese Ansätze nach Oswald (1996) bezüglich ihrer Blickrichtung unterscheiden in:

- Funktional orientierte Ansätze. Hier wird der Umwelt mit ihren Anforderungen, aber auch ihren Ressourcen eine besondere (Wohn)Bedeutung beigemessen, z.B. dem Konzept der Person-Umwelt-Passung (Kahana 1982). Diese Ansätze beschäftigen sich unter anderem mit der Frage nach den entsprechenden Umweltbedingungen, die Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit fördern können.
- Personal orientierte Ansätze. Hier rückt das persönlich bedeutsame Zuhause in den Mittelpunkt. Der Einzelne schreibt seiner unmittelbaren Umgebung eine Wohnbedeutung zu und erfährt so ein Gefühl von Eingebundensein und Identität.

Oswald (1996) wählte einen Forschungszugang, der beide Blickrichtungen – personorientiert und umweltorientiert – kombiniert. Aus seinen Untersuchungen filterte er fünf übergeordnete Inhaltskategorien des Wohnens älterer Menschen:

- „Erleben von Wohnlage, Anbindung und Ausstattung: Hier unterscheidet Oswald zwischen dem Erleben der Wohnlage (Wohngebiet, Bedingungen der Landschaft, des Klimas, aber auch der äußeren Sicherheit, Gefahren oder Barrieren), der infrastrukturellen Anbindung (Entfernung zu Lebensmittelgeschäften, Erreichbarkeit von Ärzten oder Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr) sowie der Struktur, dem Zuschnitt, der Möblierung der Wohnung.

- Erleben von Anregung, Gestaltungsmöglichkeit und Autonomie: Hier steht die Nutzung, Kontrolle, Gestaltung und kreative Veränderung und Beeinflussung der häuslichen Umwelt gemäß eigener Wünsche und Notwendigkeiten im Mittelpunkt, aber auch Aspekte von Autonomie bzw. Erleben von Fremdbestimmtheit.
- Erleben von Gewöhnung, Vertrautheit und Verinnerlichung: Dies zielt auf biografisch verankerte Gewohnheiten, Einstellungen und Erinnerungen, auf die Fähigkeiten, sich zu orientieren oder das Erleben von Sicherheit durch Vertrautheit.
- Erleben von Zufriedenheit, Wohlbefinden und Privatheit: Hier stehen emotionale Aspekte, die Wohnumwelt als Gefühlsraum, im Zentrum: Erleben von Geborgenheit, Heimat, Gemütlichkeit, Ungestörtheit und Rückzugsmöglichkeit, Einsamkeit oder Langeweile
- Erleben von sozialen Gefügen: Hierunter werden sowohl eigene soziale Aktivitäten und Positionen im sozialen Netz gefasst als auch die Interaktion mit dem sozialen Nahfeld (Mitbewohner, Nachbarschaft). Darunter fallen auch geleistete oder empfangene Hilfeleistungen.“

(Oswald 1996, zit. nach Iken 2007, S.56f)

Aus diesen Inhaltskategorien lassen sich Bewertungskriterien für die verschiedenen Wohnformen älterer Menschen entwickeln und einen kritischen Diskurs hinsichtlich ihrer Möglichkeiten zu führen, ein *wirkliches* „Zuhause“ im Sinne gelingenden Alterns abzubilden.

5. Wohnformen im Alter

Gegenwärtig findet sich auf dem Markt der Wohnangebote für ältere Menschen ein breites Spektrum, in denen unterschiedliche Bedürfnisse der Menschen ihren Ausdruck finden. So ist eine gewisse Wahlfreiheit und Bedürfnisorientierung gegeben. Wie im vorangegangenen Abschnitt festgehalten, haben alte Menschen keine grundsätzlich anderen (Wohn)Bedürfnisse als jüngere. Alte Menschen sind aber aufgrund ihres häufig eingeschränkten Aktionsradius stärker auf befriedigende Wohnbedingungen angewiesen als junge Menschen (vgl. Weeber 1993, S.7).

Um eine Entscheidung hinsichtlich der optimalen Wohnsituation treffen zu können, ist es hilfreich, sich über die verschiedenen Möglichkeiten zu informieren. Mit der Vielfalt von Wohnformen ist gleichzeitig eine Unübersichtlichkeit entstanden, die durch den uneinheitlichen Gebrauch von Fachtermini verstärkt wird. Für die ältere Bevölkerung hat das tragische Folgen: „So entwickeln sich Wohnoptionen unter der Bedingung eines defizitären Informationsstandes.“ (Iken 2007, S. 161). Aus diesem Grund werden im folgenden Abschnitt die Wohnformen kurz dargestellt - mit möglichen Chancen und Schwierigkeiten. Dabei orientiere ich mich an dem Ordnungsvorschlag, den Iken (2007) verwendet. Darin wird zunächst einmal unterschieden in

- ‚normale‘ Wohnformen (individuelles Wohnen bzw. privates Wohnen im Bestand) sowie
- Sonderwohnformen, die sich untergliedern lassen in:
 - Institutionelles Wohnen in Heimen oder heimähnlichen Einrichtungen,
 - Betreutes Wohnen,
 - Gemeinschaftliches Wohnen.

5.1 Traditionelles Wohnen im gewohnten Zuhause

Alle Umfrageergebnisse zeigen, dass das Wohnen in den eigenen vier Wänden dem häufigsten Wohnwunsch älterer Menschen entspricht und dementsprechend 93 % der älteren Bevölkerung in ‚normalen‘ Wohnungen leben. In diesem Zusammenhang stellt sich einerseits die Frage, ob der Wohnraum und das Wohnumfeld den Bedürfnissen im Alter entsprechen – und andererseits, wie hauswirtschaftliche und pflegerische Unterstützung in Anspruch genommen werden kann, wenn sie notwendig wird.

Eine KDA-Repräsentativbefragung von Seniorenhaushalten durch TNS Emnid im Jahr 2009 hat ergeben, dass ältere Menschen häufig in Wohnungen leben, die durch ihre baulichen Gegebenheiten (Stufen und Schwellen, geringe Bewegungsflächen in den Sanitärbereichen, geringe Türbreiten etc.) ihre Selbstständigkeit beeinträchtigen können. Weiterhin stellt das Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2010 fest, dass nur rund 5% aller Seniorenhaushalte über barrierefreien Wohnraum verfügen. Bei 11 Mio. Privathaushalten, deren Haupteinkommensbezieher 65 Jahre und älter ist, würden demnach nur ca. 570000 weitgehend barrierefreie Wohnungen existieren. (zit. nach Kremer-Preiß in Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 2011, S.557). Diese Zahlen signalisieren den dringenden Handlungsbedarf in Bezug auf die Schaffung altersgerechten Wohnraumes.

Sozial- und wohnungspolitische Regelungen versuchen, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Dazu gehören zum Beispiel auf die Wohnung selbst bezogenen Maßnahmen der Wohnraumanpassung und Wohnumfeldverbesserung. Welche Merkmale eine barrierefreie Wohnung aufweisen muss, ist in der DIN 18025 Teil 2 als Richtlinie für Bauherren und Architekten geregelt. Diese sollte sinnvollerweise durch Berücksichtigung weiterer Bedürfnisse ergänzt werden, um altengerechten Wohnraum zu schaffen. Für die Finanzierung von Maßnahmen zur Wohnungsanpassung findet sich leider kein einheitliches Programm. Einen Überblick über die finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten durch unterschiedliche Gesetze und Programme hat z.B. der Deutsche Caritasverband (2010) erstellt.

Allerdings hat die Anpassung von Bestandswohnungen ihre Grenzen. So sollte im Wohnungsbau zukünftig der Grundsatz verfolgt werden, Neubauten grundsätzlich barrierefrei zu erstellen und weitere Kriterien zum altengerechten Bauen bereits bei der Planung zu berücksichtigen. Im Dritten Altenbericht (2001, S.248) wird auf das Beispiel der Niederlande verwiesen, wo seit 1997 eine Richtlinie zum anpassbaren Bauen in die Bauordnung aufgenommen wurde, und das Argument, diese Form des Bauens sei zu teuer, entkräftet werden konnte (vgl. Iken 2007, S.139f).

Um das Altern in den eigenen vier Wänden abzusichern, kommt den Wohnberatungsstellen ein hoher Stellenwert zu. „Diese sind seit Ende der 1980er Jahre mit dem Ziel entstanden, flächendeckend eine fachlich kompetente Wohnberatung zu errichten, älteren Menschen und Menschen mit Behinderungen Serviceleistungen im Bereich der Wohnraumanpassung anzubieten und so die Voraussetzungen für eine Aufrechterhaltung eines selbständigen Haushaltes zu schaffen.“ (Iken 2007, S. 140). Allerdings stellt der Deutsche Caritasverband (2010) fest, dass das Angebot an Wohnberatungsstellen je nach Bundesland sehr unterschiedlich ausgeprägt ist. In manchen Ländern findet sich ein annähernd flächendeckendes Netz von Beratungsstellen, in anderen Ländern befindet sich das Angebot noch in der Aufbauphase (vgl. S.9). So ist das Untersuchungsergebnis von Saup (2000) nicht verwunderlich: „...dass 89% der Personen, die in Anlagen Betreuten Wohnens ziehen, nicht um die Möglichkeiten der Wohnraumanpassung und des Angebots der Wohnberatung wussten.“ (zit. nach Iken 2007, S.161). Hinzu kommt, dass es keinen festgeschriebenen Ausbildungsstandard für Wohnberater gibt. Engagierte Vereine bieten zwar Fortbildungen in diesem Bereich an, die anzeigen, dass Bedarf in diesem Sektor besteht. Allerdings werden nach Sichtung der Ausbildungsinhalte und nach der Einschätzung des zeitlichen Umfangs dieses Angebotes diese Schulungsangebote nicht der Komplexität des Themas gerecht. Hier werden in Zukunft neue Konzepte zu entwickeln sein. Oft lässt sich derzeit eine Einbindung der Wohnberatung in die sog. Pflegestützpunkte, die mit Einführung der Pflegeversicherung 2008 geschaffen wurden, finden. Dies ist eine sinnvolle Entwicklung in Bezug auf eine niedrighschwellige Erreichbarkeit der älteren Personen. Allerdings sollte eine gute Wohnberatung ihren Weitblick bewahren und Wohnalternativen

nicht nur unter dem Blickwinkel der Pflegebedürftigkeit betrachten. Insofern macht es Sinn, die Auseinandersetzung mit der Wohnthematik bezüglich des Alters noch an weiteren Stellen zu verorten – und dabei Beratung als einen wichtigen Bestandteil zu verfolgen, aber gleichzeitig auch den Austausch darüber zu fördern, ohne dass eine Entscheidungsfindung vorrangig verfolgt wird.

Der Tatsache Rechnung tragend, dass das Wohnen im angestammten Zuhause einen so großen Stellenwert besitzt, finden sich ergänzend in Kapitel 6 weitere Ausführungen dazu, auf die ich an dieser Stelle verweise.

5.2 Sonderwohnformen

5.2.1 Institutionelles Wohnen in Heimen

Die Vorstellung, dass das Alter vor allem von Krankheit und Hinfälligkeit geprägt ist, führte zu einer Ausgestaltung von spezialisierten Wohnformen. Von vielen Menschen, auch den älteren, wird Wohnen im Alter mit dem Wohnen in einem Altersheim assoziiert, obwohl tatsächlich nur ca. 4 % der über 65jährigen in einem solchen Heim wohnen (vgl. Bundesverband Freier Immobilien- und Wohnungsunternehmen (BFW), 2008, zit. nach Kremer-Preiß in: Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 2011, S.555).

Zur Klärung der Begrifflichkeiten und einer kurzen Charakteristika institutionalisierter Wohnformen lassen sich bei Saup (1990) folgende Angaben finden:

- Altenwohnheime sind die räumliche Zusammenfassung von altengerechten Wohnungen für ältere Menschen, die zu einer selbständigen Haushalts- und Lebensführung fähig sind
- Altenheime bieten Zimmer oder Appartements für Menschen, die zu einer selbständigen Lebensführung nicht mehr in der Lage sind, jedoch noch nicht pflegebedürftig sind.
- Altenpflegeheime bieten Zimmer für dauernd pflegebedürftige Menschen, die keiner ständigen ärztlichen Behandlung bedürfen.

Mehrgliedrige Einrichtungen fassen diese unterschiedlichen Formen zusammen. Damit ergibt sich umgangssprachlich meist eine Vermischung der Begriff-

lichkeiten. Kennzeichnend für diese Wohnformen ist, dass die beiden Leistungsbereiche Wohnen und Pflege eng miteinander gekoppelt sind und diese Einrichtungen in Deutschland unter das Heimgesetz fallen (vgl. Iken 2007, S.143).

In unserem Alltagsverständnis, welches sich oft auf direkt oder indirekt gemachte Erfahrungen stützt, lässt sich ein Leben im Heim mit Vorstellungen von einem Altern in Würde nicht vereinen. Es ist eine sehr kritische und ablehnende Haltung gegenüber dieser Wohnform zu konstatieren – als Antwort auf eine gerechtfertigte Kritik an bestehenden Strukturen – aber nicht zuletzt auch zusätzlich genährt durch die mediale Ausschlichtung von Pflegeskandalen. Der Soziologe Göschel führt die Entwürdigung, die mit der Unterbringung in einer geschlossenen Institution der Altenhilfe unweigerlich verbunden ist (vgl. Göschel in: Andritzky 2007, S.24) und spricht damit einen Umstand an, der gut nachzuvollziehen ist. Mit dem Einzug ins Heim gehen nachweislich Einbußen vor allem in den Bereichen von Selbstbestimmtheit, Intimität und Privatsphäre einher. Diese Negativ-Bilder prägen unsere Wahrnehmung enorm. Die Bedeutung dieser Werte und ihre ‚Verteidigung‘ finden allerdings immer mehr Niederschlag in der Ausformulierung neuer Heimkonzepte – so sollte das Einzelzimmer zum Beispiel Standard werden, wofür sich das Kuratorium Deutscher Altenhilfe sehr stark macht (vgl. Kuratorium Deutsche Altershilfe 2005). Im Sinne eines würdigen Alterns wird es also eine bleibende Aufgabe sein, Rahmenbedingungen des Heimes zu überprüfen und weiterzuentwickeln, um diese Form als Wohnoption zu erhalten. Bei Claßen, Oswald, Doh...(2014) lässt sich dazu lesen: „Es soll an dieser Stelle ausdrücklich darauf verwiesen werden, dass Leben und Wohnen im Heim auch mit multiplen Kompetenzeinbußen und kaum Aussicht auf Verbesserung ein traditionelles und vielschichtiges Thema der Alternsforschung ist (z. B. Kruse & Wahl, 1994) und...auch qualitätsvoll und lebenswert sein kann.“ (S.55) Die generelle Abkehr von Heimen und die absolute Deinstitutionalisierung, wie sie zunehmend gefordert wird, ist kritisch zu sehen (vgl. Dörner 2007). Wenn es Ziel ist, eine Vielfalt von Wahlmöglichkeiten an Wohn- und Lebensformen bereitstellen zu wollen, ist es als Rückschritt anzusehen, auf diese Institutionen zu verzichten. Sylvia Greiffenhagen hat es mit einfachen Worten auf den Punkt gebracht, mit welcher Intention wir Pflegeheime zukünftig denken und planen

sollten: „Wie hätte sich ein Mensch das Pflegeheim vorgestellt oder gewünscht, als er noch gesund war, dass er selbstbestimmt hätte auswählen können?“ (vgl. Greiffenhagen: in Andritzky 2007, S. 36). Diese Weiterentwicklung ist dringend angeraten, wenn die im vorigen Kapitel herausgestellten Bewertungskriterien in Bezug auf ein „Zuhause“ ernst genommen werden. Derzeit werden die meisten Heime diesen Bedürfnissen leider nicht gerecht – und vielleicht können sie es auf Grund der vorgegebenen Strukturen nie in Gänze werden. Das Bestreben aller sollte aber darin bestehen, die Konzepte immer mehr danach auszurichten. – Schon um deren Willen, die das ‚Heim‘ aus nachvollziehbaren Gründen als Wohnalternative wählen (müssen).

Eine Begründung, warum das ‚Heim‘ trotz aller Defizite eine Wohnalternative darstellen kann, zeigt sich auch in folgendem Untersuchungsergebnis: Das Denken bezüglich Wohnen und Pflege bei älteren Menschen wird von zwei Leitgedanken bestimmt:

1. *Der Leitgedanke des Selbständig-bleibens:* den eigenen Tagesablauf bestimmen zu können, eigenständig Entscheidungen treffen können, von niemandem abhängig sein, nicht in institutionelle Regeln eingebunden sein.
2. *Der Leitgedanke des Anderen nicht zur Last fallen:* Dies gilt insbesondere gegenüber den Kindern.

Letzterer kann dazu führen, dass sich plötzlich die Idee vom Leben in einem Heim von einer ‚Horrorvorstellung‘ zu einer denkbaren Perspektive wandeln kann (vgl. Iken 2007, S.168f). Insofern gilt auch hier der Grundsatz, dass jeder selbst vor der Aufgabe steht, herauszufinden, welche Wohnform für ihn passend erscheint – sofern er dazu (noch) in der Lage ist. Auftrag der Gesellschaft ist es, entsprechend den verschiedenen Bedürfnissen und Interessen eine möglichst große Auswahl von Angeboten und Optionen zu erarbeiten bzw. bereitzustellen – oder ihre Weiterentwicklung nach neusten gerontologischen Erkenntnissen voranzutreiben (vgl. Greiffenhagen in: Andritzky 2007, S.30).

5.2.2 Betreutes Wohnen

Das Betreute Wohnen hat in den 1990er Jahren eine enorme Konjunktur erlebt und sich zur quantitativ bedeutendsten neuen Wohnform im Alter in Deutschland entwickelt. Dennoch liegt der Anteil dieser Wohnform bei den über 65jährigen unter 2% (Bundesverband Freier Immobilien- und Wohnungsunternehmen, 2008 zit. nach Kremer-Preiß in: Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 2011, S.555).

Nach Kremer-Preiß (2011) ist diese Wohnform dadurch gekennzeichnet, dass ältere Menschen selbständig in einer barrierefreien bzw. barrierereduzierten Wohnung in einer Wohnanlage leben und regelmäßig durch einen Ansprechpartner vor Ort betreut werden. (Vgl. Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 2011, S. 556). Rechtlich gesehen wird ein Miet- oder Kaufvertrag über eine altersgerechte Wohnung abgeschlossen und mit einem Betreuungsvertrag über einen Grundservice gekoppelt. Weiterhin besteht die Möglichkeit, gesonderte Wahlleistungen in Anspruch zu nehmen und getrennt abzurechnen.

Als problematisch in Bezug auf diese Wohnform zeigt sich, dass der Begriff „Betreutes Wohnen“ – auch „Service-Wohnen“, „Wohnen mit Betreuung“ oder „Unterstütztes Wohnen“ nicht geschützt ist und es somit keine verbindlichen gesetzliche Standards gibt. Die heimrechtlichen Vorschriften finden hier keine Anwendung. Allerdings wurde 2006 die DIN 778000 eingeführt, die sich mit dem Betreuten Wohnen befasst. Sie trifft Regelungen unter anderem zur Vergleichbarkeit und Transparenz von Bewerbungsunterlagen und Verträgen, Angaben zu Mindeststandards, Leistungsumfang (Grund- und Wahlleistungen), Ausstattung von Wohnung und Wohnanlage (Stichwort Barrierefreiheit), Kosten sowie zur Qualifizierung der Betreuungspersonen und Organisation des Beschwerdemanagements für Bewohner. Rechtlich verbindlich ist diese Norm nicht. Diese Tatsache macht die Vergleichbarkeit und Auswahl von Angeboten für die Betroffenen sehr schwierig. So ist das folgende Untersuchungsergebnis nicht verwunderlich: „Ein Vergleich von Bewohnern vor, während und nach ihrem Umzug ins Betreute Wohnen zeigte, dass zum Zeitpunkt des Einzugs häufig falsche Erwartungen vorlagen. So gingen 96% der Bewohner davon aus, in ihrem Leben nicht mehr umziehen zu müssen, drei Jahre später waren nur noch 79 % dieser Meinung. Bei Einzug äußerten 87 % die Erwartung, Sicherheit wie im Heim

zu haben, drei Jahre später erwarteten dies noch 54 % der Befragten (Vgl. Saup 2001).

Grundsätzlich ist das Betreute Wohnen als eine zukunftssträchtige Wohnform anzusehen, ermöglicht sie doch ein großes Maß an Selbstbestimmtheit auch für Menschen, die bereits auf die Betreuung und Pflege angewiesen sind. Allerdings sind auch diese Konzepte den Entwicklungen anzupassen. Nach Angaben vieler Anbieter und Betreiber wird das Betreute Wohnen immer häufiger auch von Personen mit fortgeschrittenen Kompetenzeinbußen nachgefragt, für die es ursprünglich nicht geplant war und damit neue Herausforderungen einhergehen (vgl. Claßen, Oswald, Doh...2014, S.53). Dieser Tatsache sollte Rechnung getragen werden mit einer Transparenz über Möglichkeiten und Grenzen dieser Wohnform im Rahmen einer „ehrlichen“ Wohnberatung – damit die Betreuungserwartungen zukünftiger Bewohner nicht enttäuscht werden. Letztendlich sollte es immer erklärtes Ziel sein, dass das Eintreten einer konstitutionellen Verschlechterung nicht zwangsläufig einen Umzug nach sich ziehen muss.

5.2.3 Gemeinschaftliches Wohnen - Gemeinschaftliche Wohnprojekte

Seit den 90er Jahren ist ein gestiegenes Interesse an gemeinschaftlichen Wohnformen für das Alter zu beobachten. Dies ist vor allem vor dem Hintergrund der sozio-demographischen Entwicklung nicht verwunderlich. Der Soziologe Göschel drückt dies so aus: „Aus der realistischen Einschätzung, dass sozialstaatliche Leistungen für die Versorgung der Alten eher eingeschränkt, zumindest nicht ausgebaut werden, dass sich die Kosten der Versorgung, vor allem, wenn sie in Pflege übergeht, so dramatisch erhöhen, dass die Pflegeversicherung dem nicht gewachsen sein dürfte, vor allem aber aus Erwägung eines menschenwürdigen, autonomen Lebens ohne die Beeinträchtigungen, die aus Heimunterbringung unvermeidlich entstehen, hat sich nachgerade eine Bewegung von Initiativen entwickelt, in denen Ältere gemeinsam versuchen, sich so lange sie dazu noch in der Lage sind, auf wechselseitiger Hilfe basierende Wohnsituationen herzustellen.“ (Göschel in: Andritzky 2007, S.24). Wohngemeinschaften älterer Menschen können dabei ganz unterschiedlich aussehen und teilweise gibt es Überschneidungen mit Konzepten des betreuten

Wohnens und des generationenübergreifenden Wohnens. Dadurch entsteht eine Unübersichtlichkeit, die noch durch die Tatsache verstärkt wird, dass der Begriff in der Literatur nicht einheitlich verwendet wird.

Es gibt also nicht *Die Wohngemeinschaft*. Das Deutsche Zentrum für Altersfragen (1998) macht den Vorschlag, die verschiedenen Typen zu unterscheiden:

nach dem Grad der Eigenständigkeit beim Wohnen in:

- **Wohngemeinschaften** im engeren Sinne, in denen mehrere Menschen in einer gemeinsamen Wohnung zusammenleben...
- **Hausgemeinschaften**, in denen jedem einzelnen Bewohner bzw. jedem Bewohnerpaar eine abgeschlossene komplette Wohnung zur Verfügung steht. Die Menschen, die im Haus leben, empfinden sich insgesamt aber als Gemeinschaft und teilen - je nach Ausmaß der gegenseitigen Verbundenheit - bestimmte Räume, infrastrukturelle Einrichtungen und Aktivitäten im Haus.
- **Nachbarschaftsgemeinschaften**, die einen Wohnverbund durch Zusammenschluss mehrerer Häuser darstellen. Gemeinschaftlich genutzte Flächen und Räume und gemeinsame Aktionen bzw. Feste zwischen den selbstgewählten Nachbarn gehören auch hier zum Konzept

nach der Zusammensetzung der Bewohner

- **Generationenübergreifende Wohngemeinschaften**, in denen das Zusammenleben von Alt und Jung von zentraler Bedeutung ist
- **Reine Altenwohngemeinschaften**, in denen ausschließlich ältere Menschen zusammen leben.

nach der Art der Organisation bzw. Regelung der Betreuung

- **Selbstorganisierte Wohngemeinschaften**, die von den Bewohnern völlig eigenständig bzw. in Verbindung mit einem Verein oder einer Genossenschaft ins Leben gerufen werden. Das Zusammenleben der einzelnen Mitglieder wird in eigener Regie ohne (sozialpädagogische) Betreuung von außen geregelt. Meist finden sich die späteren Bewohner schon einige Zeit vor dem Einzug zusammen und gestalten die Planung eines

Projektes von Anfang an mit. Hier geht es in erster Linie um das gemeinsame Zusammenleben, wobei sich gegenseitig Unterstützung gewährt wird. Wie diese aussieht, handelt und formuliert jede Wohngemeinschaft individuell aus. Institutionalisierte Angebote zur Pflege sind in der Regel nicht vorgesehen, teilweise bestehen aber Absprachen mit ambulanten Pflegediensten bzw. Sozialstationen vor Ort, deren Leistungen bei Bedarf von den Bewohnern in Anspruch genommen werden können (vgl. Deutsches Zentrum für Altersfragen 1998, S. 58ff).

In den letzten Jahren ist der Trend zu beobachten, dass gemeinschaftsorientierte Wohnprojekte in Zusammenarbeit mit Wohnungsbaugesellschaften, Unternehmen, Kommunen und / oder Wohlfahrtsverbänden initiiert werden. Diese Entstehungsform öffnet gemeinschaftsorientiertes Wohnen für eine breitere Zielgruppe, da weniger Eigeninitiative im Vorfeld gefordert ist. Allerdings müssen tragfähige nachbarschaftliche Beziehungen nach Einzug erst wachsen – und dies gestaltet sich meist sehr schwierig. Untersuchungen haben gezeigt, dass Projekte, bei denen die Bewohner bereits in der Planungsphase involviert waren, langfristig erfolgreicher waren.

Der Dreh- und Angelpunkt bei gemeinschaftlichen Wohnformen ist, dass auf freiwilliger Basis Verpflichtungen rekonstruiert werden sollen, die sonst nur in der verpflichtenden Gemeinschaft einer Familie entstehen. „Ihre freiwillige Herstellung (verlangt)... ein extrem hohes Maß an Einsicht, an realistischer Voraussicht von eigener und gesellschaftlicher Zukunft ..., von den immensen Organisationsfähigkeiten, die solche Projekte verlangen und sie eher zu typischen Mittelschichtlösungen als zu allgemein gültigen Modellen machen, ganz abgesehen.“ (Göschel in: Andritzky 2007, S.25). Im folgenden Absatz wird auf den Punkt gebracht, was alles im Vorfeld eines Projektes bedacht werden sollte: Wie finde ich weitere Interessierte? Wie erreiche ich die gewünschte soziale Mischung der Hausgemeinschaft? Wie kriege ich jüngere Menschen ins Boot, wie ältere Männer? Wie eng oder distanziert wollen wir leben? Wie weit geht die Verpflichtung zur gegenseitigen Hilfe? Betrifft sie nur Einkaufen, wenn jemand mal krank ist, oder geht es um richtige Pflege auf Dauer? Was passiert, wenn jemand wieder ausziehen will? Wie kann jemand, der nach dem Einzug noch einmal neue Wohnwünsche entwickelt, ohne großen Verlust für sich selbst

und die anderen wieder ausscheiden? Was wird bei Projekten im Wohneigentum, aus dem Anteil des scheidenden? Wie findet man auf die Schnelle geeignete Nachrücker? Werden Nachrücker von der gewachsenen Mehrheit „zwangsintegriert“, oder wird dann das ganze Konzept neu diskutiert? (Der oder die Neue kennt ja den langen Gruppenprozess im Vorfeld gar nicht und kommt ganz „naiv“). Und natürlich: Wie finde ich den richtigen Architekten? Für Senioren-WGs gelten dazuhin noch folgende Fragen: Was passiert, wenn alle, die als junge Alte einzogen, einmal gemeinsam hochbetagt sind? Wer pflegt und versorgt dann die anderen? Welcher jüngere Mensch wird freiwillig in diese Gemeinschaft nachrücken wollen: wissend, dass er eines Tages womöglich allein die Pflegelast trägt? Ab welchem Grad der Hilfebedürftigkeit muss eine professionelle Pflegekraft eingesetzt werden? Auf wessen Kosten? Des einzelnen Mitglieds oder der ganzen Gemeinschaft? Soll jedes Mitglied bis zum Tod in der Gemeinschaft bleiben dürfen, auch – z.B. – bei schwerer Altersdemenz? Oder kommt für die letzte Lebensphase dann doch noch das Heim? Wer entscheidet, wann es „so weit ist“? Alle Bewohner müssen letztendlich für sich entscheiden und gemeinsam aushandeln, welchen Grad von Verbindlichkeit und Unverbindlichkeit, Nähe und Distanz, Gemeinschaft und Rückzug, Verantwortlichkeit und Unabhängigkeit sie leben wollen (vgl. Sylvia Greiffenhagen in: Andritzky 2007, S. 47, vgl. weiterhin Eberle & Glaser 2009). Es wird deutlich, dass gemeinschaftsorientierte Wohnprojekte gerade bei der Aushandlung solcher sensibler Fragen einer kompetenten Unterstützung, fachlicher Begleitung und Moderation bedürfen, damit sie nachhaltig und erfolgreich sein können. Diese Begleitung beginnt bestenfalls bereits bei der Planung des Wohnprojektes, aber auch in der Phase des Zusammenlebens zeigt sie sich als sinnvoll.

Blickt man auf die letzten Jahre zurück, sind zahlreiche Gruppen und Initiativen hinsichtlich gemeinschaftlicher Wohnprojekte entstanden. Jedoch sind relativ wenige Projekte bisher tatsächlich realisiert worden. Die Gründe dafür sind vielfältig: Gruppenkonflikte, die relativ langen Planungs- und Realisierungszeiten, juristische Hindernisse und andere Faktoren dürften dabei Rolle spielen (vgl. Weeber & Hörnle in: DZA 1998, S. 52). Diese Feststellung liegt nun mehr als 15 Jahre zurück. Die Situation hat sich bis heute nicht grundlegend gewandelt, was die Vermutung nahe legt, dass sich manche Fragen und Probleme nicht

grundsätzlich lösen lassen. Es wird immer einer an die aktuelle Situation angepassten Aushandlung bedürfen, was die Etablierung solcher Projekte auch weiterhin erschweren dürfte.

Somit werden selbstorganisierte Altenwohngemeinschaften auch in Zukunft eine Wohnform für eine Minderheit bleiben werden (vgl. Weeber und Partner 1993, S. 123). Neben den bisher angesprochenen Schwierigkeiten wird eine weitere Ursache dafür im „Motivations-Kompetenz-Dilemma“ anzusetzen sein: Für das eigenständige Organisieren einer Wohngemeinschaft braucht es ein hohes Maß an Engagement und sozialer Kompetenz. Dies dürfte vor allem bei den ‚jungen Alten‘ vorhanden sein. Allerdings sind es gerade diese rüstigen Älteren, die gut alleine zu-rechtkommen und wenig Interesse an einem Umzug haben, da sie meist (noch) gut in die Nachbarschaft integriert sind. Für sie stellt es meist keine attraktive Option dar, ihren eigenen Haushalt zugunsten eines Lebens in einer Wohngemeinschaft im engeren Sinne aufzugeben. Ältere Menschen hingegen, die unter gesundheitlichen Problemen leiden und eher sozial isoliert leben, wären zwar aufgrund ihrer persönlichen Situation eher motiviert zu einem Umzug, fühlen sich aber häufig damit überfordert, ein solches Projekt selbst in die Hand zu nehmen, dessen Ausgang oft ungewiss ist (vgl. Deutsches Zentrum für Altersfragen 1998, S. 72). Vor diesem Hintergrund ist die Entwicklung betreuter Wohngemeinschaften als äußerst sinnvolle Ergänzung zu verstehen, verlangen sie doch ein viel geringeres Maß an Eigenengagement und bieten dennoch die Vorteile einer Gemeinschaft.

- **Betreute Wohngemeinschaften oder –gruppen**

Diese Wohnform hat sich als Alternative für hilfs- und pflegebedürftige Menschen zwischen den beiden Polen ‚Wohnen im eigenen Zuhause‘ und ‚Pflegeheim‘ entwickelt. Hinter dem Konzept verbirgt sich die Idee, dass eine Gruppe älterer Menschen eine Art „Wahlverwandtschaft“ eingeht. Sie leben gemeinsam in einer Wohnung oder in einem Haus, welches ihren Bedürfnissen entspricht und altengerecht ausgestattet ist (vgl. Deutsches Zentrum für Altersfragen 1998, S.52). Kennzeichnend ist, dass jeder Bewohner einen eigenen Wohn-/ Schlafbereich als Rückzugsbereich hat, während das Alltagsleben in einem oder

mehreren Gemeinschaftsräumen und der dazugehörigen Küche stattfindet. Die Betreuung wird dem tatsächlichen Unterstützungsbedarf der Bewohner angepasst und kann stundenweise bis rund um die Uhr gewährleistet werden. Diese Pflege wird einerseits vom Betreuungspersonal, welches auch die Haushaltsführung und die Organisation der Gruppe unterstützt oder übernimmt, erbracht - oder von einem ambulanten Pflegedienst. Der flexible Rahmen ermöglicht die Gestaltung eines vertrauten „normalen Alltages“ und trägt wesentlich zu einer hohen Lebens- und Pflegequalität bei. Für die Angehörigen bietet diese Form den positiven Effekt, sich bei der Pflege aktiv beteiligen zu können, was bei der Unterbringung in einer traditionellen Institution kaum möglich ist. Um dem Aspekt der Selbstbestimmtheit gerecht zu werden, ist ein handlungsfähiges Gremium aus Bewohnern oder deren gesetzlichen Betreuern unverzichtbar. Bei Wohngemeinschaften für Demenzzranke kommt dem Angehörigengremium ein besonders hoher Stellenwert zu. Insgesamt ist ein steigender Bedarf an betreuten Wohngemeinschaften zu erwarten, denn auch wenn für viele ältere Menschen Wohngemeinschaften nur die „zweitbeste“ Lösung nach dem Leben in einer eigenständigen „normalen“ Wohnung sind, so bieten sie doch für diejenigen, die aus sozialen oder gesundheitlichen Gründen nicht mehr alleine in ihrer Wohnung bleiben können oder wollen, eine sinnvolle Wohnalternative. Mit der Möglichkeit, die Inanspruchnahme von Diensten eigenständig und entsprechend den eigenen Bedürfnissen regeln zu können, bietet hier ein hohes Maß an Flexibilität und Selbstbestimmung. Es ist zu erwarten, dass diese von den kommenden Altengenerationen noch stärker in Anspruch genommen werden dürften, als bisher (vgl. Deutsches Zentrum für Altersfragen 1998, S.71).

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass funktionierende Altenwohngemeinschaften sowohl aus der Perspektive der Bewohner als auch unter sozialpolitischen Gesichtspunkten Vorteile gegenüber dem Einzelwohnen bzw. dem Wohnen im Heim. Schulz-Nieswandt (2012) hat sich ausführlich mit gemeinschaftlichen Wohnformen und ihrer Rentabilität beschäftigt und kommt zu dem Schluss, dass die alternativen Wohnformen für das weitere Persönlichkeitswachstum der älteren Menschen und für ihre Lebensqualität größeres Entwicklungspotential besitzen als oftmals in traditionellen Formen zu finden sind. Bei etwa gleichen Input-Kosten sind diese Wohnalternativen also als effektiver anzusehen, als es

traditionelle Heime bieten. Allerdings verweist auch er darauf, dass Menschen infolge ihrer sozialen Lage und ihrer biografischen Werdeprozesse sehr unterschiedlich sind. Folglich formuliert er folgenden Grundsatz für die zukünftige Planung: „Wenn man wissenschaftlich nicht genau beweisen kann, ob und wann welche Wohnform die beste Form ist, dann ist es evolutionär eine überlegene Strategie (und ethisch auch die beste Politik), einfach ein breites Wahlspektrum vorzuhalten.“ (S. 14)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass zu dem von 93 % der älteren Bevölkerung bevorzugten Wohnen in der ‚normalen‘ Wohnung sich ergänzend andere Wohnformen (Alten- und Pflegeheim, Betreutes Wohnen, Gemeinschaftliches Wohnen) finden lassen, die allerdings nur einen geringen Prozentsatz ausmachen (vgl. Kremer-Preiß in: Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 201, S. 555). Insofern werden die altersgerechte Anpassung des Wohnungsbestandes und die Schaffung barrierefreien Wohnraumes wichtige Zukunftsaufgaben sein. Gleichzeitig gilt es, alternative Wohnformen auszubauen, um den unterschiedlichen Wohnwünschen im Alter gerecht zu werden. Denn wie u. a. das Kuratorium Deutsche Altershilfe 2003 feststellte, gibt es eine wachsende Gruppe, die sich für besondere, altersgerechte Wohnformen in eigener Häuslichkeit wie Betreutes Wohnen oder gemeinschaftliche Wohnprojekte interessiert. Insgesamt sind wir angehalten, innovative Konzepte zu entwickeln und zu leben, die sich von starren Vorstellungen lösen und die Bedürfnisse der Menschen in den Mittelpunkt stellen. Als Folge einer solchen Sichtweise lässt sich schon jetzt ablesen, dass die Grenzen zwischen den verschiedenen Wohnformen immer fließender werden. Elemente der pflegerischen Betreuung, die früher dem Heim vorbehalten waren, wandern in das normale Wohnumfeld. Umgekehrt nähern sich die Betreuungskonzepte in den Heimen immer mehr an einen normalen Wohnalltag an. Dies ist eine begrüßenswerte Entwicklung – zeigt sie doch, dass Bedürfnisse älterer Menschen immer mehr Beachtung finden.

Mit der vorangegangenen Aufstellung der verschiedenen Wohnformen sollte die Bandbreite altersgerechter Wohnmöglichkeiten, bezogen auf die unmittelbaren räumlichen und unterstützungsgebenden Bedingungen dargestellt werden.

Letztlich ist aber auch das Umfeld Bestimmungsfaktor, ob eine Wohnform geeignet ist. „Ein aus gesellschaftlicher wie auch aus individueller Sicht gutes Alter ist an Möglichkeiten sozialer Teilhabe sowie an einen angemessenen Zugang zum öffentlichen Raum und zu dessen Mitgestaltung gebunden.“ (Kruse in: Institut für Demoskopie Allensbach 2007, S. 22). Dafür sind einerseits die baulichen Bedingungen und die entsprechende Infrastruktur zu schaffen - und es müssen gleichzeitig Möglichkeiten des sozialen Austauschs und Angebote zur Hilfe und Pflege kleinräumig verfügbar gemacht werden. „Quartiersbezogenen Wohnkonzepten wird daher in der Wohnraumversorgung von älteren Menschen in Zukunft eine bedeutende Rolle zukommen.“ (Kremer-Preiß in: Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 2011, S.554).

6. Bleiben oder Umziehen?

6.1 ‚Aging in place‘ – Bleiben im vertrauten Zuhause

Es ist immer wieder festzustellen, dass ältere Menschen sehr lange in ihren Wohnungen leben und dementsprechend eine besonders hohe Verbundenheit mit ihrem Wohnumfeld entwickeln. Unter diesem Aspekt des biografischen Eingebundenseins hat sich das wissenschaftliche Konzept des ‚Aging in place‘ entwickelt. Umgangssprachlich lässt sich dieses Konzept mit folgenden Worten ausdrücken: ‚Einen alten Baum verpflanzt man nicht.‘ In diesem Konzept findet die Tatsache Niederschlag, dass Menschen besonders durch ein komplexes Zusammenspiel verschiedener Faktoren an ihre Wohnumwelt gebunden sind und eine Ortsidentität ausbilden (vgl. Iken 2007, S.57f). Da solche Bindungen prozesshaft im Laufe der Zeit entstehen, sind sie in einen zeitlichen Rahmen und Zusammenhang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eingebettet und beziehen sich auf bedeutsam persönliche Orte und bilden Biographie ab (vgl. Iken 2007, S.58). Oswald und Wahl (2001) haben zu den Aspekten der Ortsbindung in einer Studie zu ‚place attachment‘ fünf Kategorien herausgefiltert, die uns Aufschluss geben, welche Erfahrungen mit einem Wohnort gemacht werden können:

- Physikalische und umweltbezogene Aspekte (Wohnlage, Einrichtung, Erreichbarkeit),
- Verhaltensaspekte (Aktivität, Autonomie),
- Kognitive Aspekte (Vertrautheit, Erinnerungsort),
- Emotionale Aspekte (Privatheit, Anregung, Zufriedenheit),
- Soziale Aspekte (Nachbarschaft, Besucher)

Es lässt sich einmal mehr feststellen, dass die Einbindung in einen Kontext, in eine Umwelt eine wichtige Komponente für die Identitätsbildung ist. Damit ist das Verbleiben-können an einem vertrauten Ort bzw. das Verlassen-müssen eines Ortes von überragender Bedeutung für die Person, insbesondere in Lebenszeiten brüchiger Identität (vgl. Iken 2007, S.59f). So kommt der Kontinuität des

Wohnens eine besondere Bedeutung zu. Damit ist es nicht verwunderlich, dass die überwiegende Zahl älterer Menschen in ganz normalen Wohnungen wohnt und auch in Zukunft dort wohnen bleiben möchte (vgl. Kremer-Preiß in: Wahl, Tesch-Römer & Ziegelmann 2012, S. 554). Mit dem Verbleib im gewohnten Zuhause werden verschiedene positive Aspekte verbunden: das eigenständige Führen des Haushalts ist Zeichen von Kompetenz, das soziale Umfeld, die Kontakte zu Angehörigen, Nachbarn, Bekannten bieten emotionalen Rückhalt und Unterstützung, das Netz der Infrastruktur ist bekannt und ermöglicht ein gewisses Maß an Autonomie (vgl. Iken 2007, S.60). Neben diesen psychologischen Gesichtspunkten spielt auch der Aspekt des Wohneigentums für den Verbleib im bekannten Umfeld eine wichtige Rolle. Es ist für die meisten Menschen schwer vorstellbar, das vielleicht selbst erbaute und lange bewohnte Eigenheim zu verlassen. So sorgt Wohneigentum für Immobilität. Die Folge ist, dass die meisten Wohnungen nicht auf die besonderen Bedarfe im Alter ausgerichtet sind. Dem kann mit einer Wohnraumanpassung, wie sie in Kap. 5 angesprochen wurde, evtl. entgegengewirkt werden. In manchen Fällen reicht dies aber nicht aus, um ein gefahrungsfreies Wohnen zu ermöglichen. Spätestens dann ist der Punkt erreicht, über eine Wohnalternative und damit über einen Umzug nachzudenken.

6.2 Der Umzug als Handlungsoption

Umzüge im Alter können einen tiefen Einschnitt im gewohnten Leben älterer Menschen bedeuten. Oftmals erfolgen sie als eine Reaktion auf die Verschlechterung der Gesamtkonstitution eines Menschen und wenn familiäre bzw. ambulante Hilfesysteme zur Kompensation nicht mehr ausreichen. Saup hat sich ausführlich mit dem Umzug und Eintritt in ein Heim auseinandergesetzt und Faktoren herausgefiltert, die deutlich machen, warum ein Umzug in ein Heim oftmals als belastendes und kritisches Lebensereignis wahrgenommen wird. Wenn der Umzug als Notfallreaktion auf eine massive Verschlechterung des Gesundheitszustandes zurückzuführen ist, zeichnet dieser sich meist aus durch:

- hohen Zeitdruck bei den anstehenden Entscheidungen und Handlungsabläufen: Die anstehenden Veränderungen können nicht mittelfristig anti-

zipiert und vorbereitet werden; intensive und umfassende Betreuung und Informationen über Altenheimalltag sind vor einem Umzug nicht möglich,

- eine starke Involviertheit von Angehörigen und Außenstehenden (Professionellen wie Ärzten, Sozialarbeitern),
- eine starke Fremdbestimmung: Wichtige Aufgaben wie Suche nach einem geeignetem Heim, Auflösung der bisherigen Wohnung, Vorbereitung und Durchführung des Umzugs werden ohne Beteiligung des alten Menschen organisiert. Somit kann sich der betroffene Mensch weder kognitiv noch emotional mit den anstehenden Veränderungen und den damit zusammenhängenden Belastungen auseinandersetzen, er ist nur peripher beteiligt.“ (Saup, zit. nach Iken 2007, S.62)

Diese ungünstigen Faktoren lassen uns Ansatzpunkte finden, wie ein Umzug ins Heim wesentlich positiver gelingen kann. Es hat sich gezeigt, dass die Einbeziehung bei der Vorbereitung der Heimübersiedlung, rechtzeitige und umfassende Information über die neuen Lebensbedingungen und realistische Erwartungen wesentliche stressreduzierende Größen darstellen. Die Erkenntnis, dass ein Umzug wesentlich besser verarbeitet wird, wenn er mit Beteiligung der älteren Menschen geplant wird, ist nicht verwunderlich. Allerdings zeigte sich bei den in dieser Studie befragten älteren Menschen, dass der Informationsstand über das Thema ‚Seniorenheim‘ sehr gering war. Ein Viertel hatte sich vor dem Umzug nie mit dem Thema befasst. Hingegen zeigte sich bei den Angehörigen etwa die Hälfte als gut informiert bzw. berichteten sie, sich oft mit dem Thema befasst zu haben (vgl. Iken S. 63). Diese Erkenntnisse lassen vermuten, dass es sich bei der Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Seniorenheim‘ um ein Tabuthema gerade unter der älteren Bevölkerung handelt. Damit wird wiederum die Einbeziehung der älteren Menschen in Bezug auf eine mögliche Heimübersiedlung erschwert, wenn die Diskussionen, die vor allem im Familienkreis stattfinden dürften, emotional stark aufgeladen sind.

Der Umzug als Reaktion auf einen verschlechterten Allgemeinzustand bildet allerdings nur einen Teil der Realität ab. So heterogen die Gruppe der älteren Menschen auftritt, so verschieden sind ihre Umzugsmotive. Sie lassen sich unterscheiden in Grund- und Wachstumsmotive. Während Grundmotive auf die

Aufrechterhaltung der Selbständigkeit abzielen, sind Wachstums-motive vor dem Hintergrund persönlicher Entwicklungsmöglichkeiten zu sehen, die durch die Umsetzung eigener Wohnwünsche möglich werden. Ein Umzug im Alter kann also auch als Resultat eines Entscheidungsprozesses stattfinden, für den sich Alter, Gesundheit, Nähe zur Verwandtschaft und sozioökonomischer Status, aber auch das eigene Wohlbefinden und die persönliche Bindung an den Zielort als einflussgebend herauskristallisiert haben (vgl. Oswald in: Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 2012, S.570).

Eine wichtige Erkenntnis aus den Untersuchungen sieht Oswald darin, dass sich die Motivlage für einen Umzug einerseits aus den räumlichen und sozialen Umweltbedingungen ergibt und es weiterhin eine individuelle Motivlage (Selbständigkeit, Entwicklungs- und Gestaltungsmöglichkeit) gibt. Mit dem Umzug wird es möglich, eine Wohnumgebung zu wählen, die den persönlichen Entwicklungszielen und Möglichkeiten entspricht. Somit kann vielleicht in einer besser auf die Bedürfnisse und Kompetenzen zugeschnittenen Wohnung länger die Eigenständigkeit im Alltag bewahrt werden. Wird in die Nähe der Kinder gezogen, wird eine Unterstützung durch die Familie möglich. Ist die Mobilität eingeschränkt, könnte es Sinn machen, als Ausgleich in eine attraktivere Wohnung zu ziehen. Nachdem Umzüge im Alter lange Zeit als Gefährdung des psychischen Wohlbefindens im Mittelpunkt standen, werden sie zunehmend als positive und unterstützende Kompensations- und Entfaltungsmöglichkeit wahrgenommen. Dafür, dass diese Sichtweise immer mehr unser zukünftiges Wohn- und Umzugsverhalten beeinflussen wird, spricht folgende Hypothese des Geographen Rowles: die eingangs beschriebene Ortsverbundenheit, die oftmals in einer lebenslangen Verbundenheit mit der äußeren Umgebung beruht, besitzt für heutige ältere und hochaltrige Menschen ihre nachgewiesene Bedeutung. Aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen hinsichtlich geforderter Mobilität dürfte sich allerdings zukünftig eine Verbundenheit zu einer Vielzahl unterschiedlicher geographischer Umwelten entwickeln (vgl. Iken 2007, S. 65ff). Somit ist eine Zunahme der Umzugswilligkeit zu erwarten, die als positiv einzuordnen ist.

7. ,Wie möchte ich leben, wenn ich alt bin?‘ - Entscheidungsfindung

Der Beantwortung der Frage: Wie will ich leben, wenn ich älter bin? geht ein meist längerer und individueller Prozess voraus, in dem das Spektrum der Möglichkeiten ausgelotet wird. Natürlich ist es mir im Rahmen meiner Arbeit nicht möglich, alle Prozesse, Faktoren und ihre Verwobenheit auf den unterschiedlichsten Ebenen in Bezug auf eine Wohnentscheidung ausführlich darzustellen. Mein Anliegen ist es, in einem ersten Teil dieses Abschnittes die für die Wohn-Lebens-Situation beiden wichtigen rahmengebenden Faktoren ,Materielle Ressourcen‘ und ,Familie‘ darzustellen. Ihre Beachtung an dieser Stelle soll verdeutlichen, dass die Entscheidungsfindung ein individueller Prozess ist – jedoch gleichzeitig eingebunden in gesellschaftlich-kulturelle Bedingungen. Damit ergeben sich neue Aufgabenfelder und Herausforderungen für zukünftige gesellschafts- und sozialpolitische Entscheidungen, die hier anklingen sollen. Im zweiten Teil geht es mir darum, den Prozess der Entscheidungsfindung am Prozessmodell von Iken (2007) kurz darzustellen, um so den Stellenwert der Angehörigen in diesem Zusammenhang nachvollziehen zu können.

7.1 Über die Bedeutung der materiellen Ressourcen

Es ist keine neue Feststellung, dass die materiellen Ressourcen der altwerdenden Menschen maßgeblich die Gestaltungsmöglichkeiten des Lebens und damit auch die Möglichkeiten in Bezug auf das Wohnen mitbestimmen. Es gibt zahlreiche Einflussfaktoren in Bezug auf die materielle Situation. Somit zeigt sich auch ein sehr heterogenes Bild bei den Einkommens- und Vermögenslagen älterer Menschen. Grundsätzlich haben Untersuchungen gezeigt, dass im Alter ein Großteil des Budgets für den Bereich des Wohnens ausgegeben wird.

Bei der Frage, ob eine gewünschte Veränderung der Wohnsituation möglich ist, stellt die Finanzierbarkeit einen wichtigen Gesichtspunkt dar. Dies gilt für Maßnahmen der Wohnraumanpassung ebenso wie für den Umzug in altengerechte Wohnumgebungen. Materielle Ressourcen können ermöglichen, verhindern oder

erzwingen. Die Überlegungen, die ältere Menschen in diesem Zusammenhang anstellen, lassen sich in drei Fragen fassen:

- Kann ich etwas verändern? Bleibt mir mit meinen materiellen Ressourcen überhaupt die Möglichkeit, meine Wohnsituation (durch Wohnraumanpassung oder Umzug) zu ändern?
- Muss ich etwas verändern? Diese Frage stellt sich dann, wenn die Wohnung bzw. das Haus, in dem ältere Menschen bisher gelebt haben, z.B. durch Mieterhöhung zu teuer geworden ist. Dies betrifft vor allem ältere, alleinstehende Frauen, die entweder aufgrund geringer Arbeitseinkommen über eine niedrige Alterssicherung verfügen oder für die die Verwitwung eine finanzielle Schlechterstellung nach sich zieht.
- Will ich umziehen? Ältere Menschen leben häufig sehr lange in ihren Wohnungen. In Folge dessen ist in der Wohnung ein niedriger Ausstattungsstandard vorzufinden – und in vielen Fällen bedeutet dies, dass der Mietpreis der Wohnung sehr günstig ist. Ein Umzug würde unter Umständen eine höhere Miete nach sich ziehen, was mit Einsparungen in anderen Lebensbereichen kompensiert werden muss (vgl. Iken 2007, S. 156).

Die Weichenstellung für die materiellen Ressourcen wird bekanntlich schon in einem viel früheren Lebensabschnitt (z. B. mit der Berufswahl) gelegt und kann im Alter wenig beeinflusst werden. Somit bleibt festzuhalten, dass sozio-ökonomische Ungleichheiten, die schon früher bestanden, im Alter fortsetzen und damit den Rahmen formen, innerhalb dessen die Wohnentscheidungen getroffen werden können.

Die finanziellen Möglichkeiten im Alter können einerseits Weite schenken - oder Enge manifestieren. Hänisch hat diese Tatsache in seinem Gedicht ‚Kontraste II‘ gut in Worte gefasst:

Kontraste II
So kenne ich
Herrn Viel.
Er muss im Alter beim Geldausgeben
nicht sparsam sein.
In seinem Leben
war Geld
immer reichlich vorhanden.
So kenne ich
Frau Wenig.
Sie muss im Alter
beim Geldausgeben
sehr sparsam sein.
In ihrem Leben
war Geld
immer knapp vorhanden.
Moral:
Wenn jemand das Alter rühmt,
als eine Chance des späten Lebens,
sollte er außerdem
seine finanziellen Möglichkeiten im Alter erwähnen.

(Hänisch 2014, S. 51)

In diesem Zusammenhang erachte ich es als notwendig, dem Phänomen der Altersarmut Beachtung zu schenken. Zum jetzigen Zeitpunkt kommen Erhebungen zur Einkommensarmut zu dem Ergebnis, dass Armut im Alter gegenwärtig weniger verbreitet ist als in jüngeren Altersgruppen (vgl. Bertermann, Naegele & Olbermann in: Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann 2014, S.128). Aufgrund massiver Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt und den damit zusammenhängenden Themen von Dauerarbeitslosigkeit, Niedriglöhnen, geringfügiger Beschäftigung u.s.w. ist davon auszugehen, dass das Risiko von Altersar-

mut betroffen zu sein, für viele Menschen steigt. Hier ist in dringendem Maße die Politik gefordert, dieser Gefahr entgegenzuwirken. Bezogen auf das Wohnen im Alter sind diese Maßnahmen wichtig, um nicht von vornherein Menschen von Wohnoptionen auszuschließen.

7.2 Über die Bedeutung der Familie

Familienbeziehungen bilden einen wichtigen sozialen Kontext für Entwicklungs- und Gestaltungsprozesse. Im folgenden Abschnitt möchte ich mit einer Zusammenstellung aktueller empirischer und theoretischer Befunde ein Verständnis von Familie, besonders in Bezug auf Solidarität und Generationenunterstützung als ein Einflussfaktor auf die persönliche Gestaltung von Wohn- und Lebenswelten wecken und gleichzeitig den damit verbundenen gesellschaftlichen Diskurs beleuchten.

Familie

Es gibt zahlreiche und facettenreiche Konzepte und Entwürfe zur Familie, ihren Bedingungen und Funktionen. Die gesellschaftlichen Wandlungen, die die Moderne ausmachen (s. auch Kap. 3) machen eine Neubestimmung dessen, was unter ‚Familie‘ zu verstehen ist, notwendig (vgl. Iken 2007, S.69).

Familie wurde lange unter dem traditionellen Modell der Eltern-Kind-Lebensgemeinschaft gesehen. Zu einem Zeitpunkt, an dem die Pflege und Versorgung älterer Menschen zusehends ins Bewusstsein dringt, erweitert sich dieses Verständnis und Begriffe der Generation und der intergenerationalen Beziehungen werden zu einem Bestandteil familiärer Wirklichkeiten. Im IV. Familienbericht der Bundesregierung wird Familie „nicht nur als Zweigenerationenfamilie, sondern als soziale Einheit von drei oder mehr Generationen begriffen.“ (BMJFFG 1986, S. II). Damit erfährt der Aufgabenkatalog der Familie eine Erweiterung. So stellt sich die Frage, ob Familie das grundsätzlich leisten kann – auch angesichts der These von der Erosion moderner Familienbeziehungen. Allerdings zeigen zahlreiche Untersuchungen, dass sich entgegen aller negativen Prognosen Familienbeziehungen entwickelt bzw. erhalten haben, die sich am ehesten mit dem Begriff der multilokalen Mehrgenerationenfamilie bezeichnen lassen (vgl.

Bertram & Ehlert 2010). Die Familienmitglieder leben dabei nicht notwendigerweise in einem Haushalt, sondern in mehreren Haushalten. Dennoch unterhalten sie enge, persönliche und familiäre Beziehungen, die mehrere Generationen umfassen (Kinder, Eltern, Großeltern und teilweise Urgroßeltern). In der Regel wohnen alte Eltern und ihre erwachsenen Kinder häufig in räumlicher Nähe. Im Deutschen Alterssurvey (DEAS) wurden Menschen im Alter zwischen 40 und 85 Jahren danach gefragt, wie weit entfernt das am nächsten wohnende erwachsene Kind von dem befragten Elternteil lebt...Die Untersuchung ergab, dass über 90 Prozent aller Eltern (mit deutscher Staatsbürgerschaft) in räumlicher Nähe zu mindestens einem ihrer Kinder wohnen. Eine weitere interessante Erkenntnis ist die Tatsache, dass nicht selten Generationen einer Familie zwar nicht im selben Haushalt, aber im selben Haus wohnen, etwa in zwei Wohnungen eines Mietshauses oder in einem Einfamilienhaus mit Einliegerwohnung (Tesch-Römer 2010, S.144f.). Es werden also durchaus familiäre Kontakte gepflegt - und dafür wird eine gewisse räumliche Nähe gesucht. Die Autonomie besitzt jedoch einen hohen Stellenwert und wurde bereits 1965 von Rosenmayr auf die Formel: ‚Innere Nähe bei äußerer Distanz‘ oder ‚Intimität auf Abstand‘ gebracht (vgl. Iken 2007, S.78). Somit lässt sich konstatieren, dass eine pessimistische Haltung hinsichtlich der familiären Beziehungen unangebracht ist. Familie hat sich zeitlich und kulturell bedingt verändert.

Solidarität

Unter familiärer Solidarität kann zunächst ganz allgemein der familiäre Zusammenhalt verstanden werden und die grundsätzliche Bereitschaft von Familienmitgliedern, füreinander zu sorgen (vgl. Iken 2007, S. 79). Dabei ist zu beobachten, dass familiäre Unterstützung zwischen den Generationen in beide Richtungen geleistet wird – und somit beide Seiten profitieren. Das Gefühl emotionaler Verbundenheit kann dabei als Auslöser für die Bereitstellung von Unterstützung ausgemacht werden. Wenn also die Autoren des Alters-Surveys festhalten, dass die 40-85jährigen in der Regel von engen Beziehungen zu den Angehörigen der anderen Generation sprechen (vgl. Kohli & Künemund 2000, 188f), ist davon auszugehen, dass es um die Qualität der Beziehungen und der damit einhergehenden Generationenunterstützung besser bestellt ist, als uns in den

Medien unter dem Schlagwort „Generationenkrieg“ glaubhaft gemacht werden möchte.

Wie allerdings genau diese solidarische Unterstützung ausformuliert wird, ist in den einzelnen Familien sehr unterschiedlich. Einerseits dürfte sie abhängig sein von der gelebten Beziehungsqualität, die sich mit aus dem biografischen Erleben ergibt. Andererseits ist dies in gesellschaftliche und kulturelle Rahmenbedingungen eingebettet – und geht nicht selten mit einem moralischen Verpflichtungsgefühl einher. Interessant fand ich die Unterteilung nach Pyke und Bengtson (1996), die zwei Familientypen herausarbeiteten. Sie unterscheiden zwischen dem kollektivistischen und dem individualistischen Familientyp. Kollektivistisch orientierte Familien zeichnen sich beim Geben von Unterstützung durch eine stärkere Orientierung an emotionalen Aspekten wie Zusammenhalt und Familienidentität aus. Sie übernehmen die Pflege selbst und geben sie auch dann nicht oder nur sehr schwer ab, wenn die (psychischen) Kosten dafür sehr hoch sind. Die individualistisch ausgerichteten Familien stellen dagegen persönliche Unabhängigkeit, Selbständigkeit und lockere familiäre Bindungen in den Mittelpunkt. Sie greifen hinsichtlich praktischer Hilfsbedarfe eher auf professionelle Unterstützungsangebote zurück (was nicht gleich zu setzen ist mit einer Ablehnung des Gebens von Unterstützung) (vgl. Iken 2007, S.84). Nachweislich besitzen also Familienstrukturen Einfluss auf Ausmaß und Art der Unterstützung, die offensichtlich beide Seiten zu leisten bereit sind.

Das Engagement der Angehörigen, insbesondere der erwachsenen Kinder umschreibt Iken mit dem Begriff **Kümmern**. (S.193fff).

Ich gebe hier die von ihr identifizierten Subkategorien wieder, die erahnen lassen, welches Spektrum von Tätigkeiten gemeint ist und welchen Stellenwert sie für die Wohnentscheidung besitzen.

- **„Instrumentelles Kümmern** umfasst praktische Hilfen zur Aufrechterhaltung des Alltags. Darunter fallen auch gesundheitsbezogenes Kümmern und Kümmern um die Finanzen.
- **Protektives Kümmern** bietet emotionale Unterstützung zum Schutz vor Identitätsbedrohungen und zum Selbstwerterhalt.

- **Präventives Kümmern** hat den Zweck, Krankheiten, Komplikationen, Verschlechterungen des körperlich-mentalen Zustandes zu verhindern, dient der Sicherheit und der Altersverlaufsüberwachung.
- **Kontextbezogenes Kümmern** hält den Kontakt zum sozialen Umfeld aufrecht. Dies zielt zum einen auf das innerfamiliäre Beziehungsgefüge, zum anderen auf das außerfamiliäre Netz.
- **WLS-bezogenes Kümmern** bezieht sich auf die Weichenstellungen und dem Anteil der Angehörigen an diesem Prozess.

Der Familie kommt nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem (sozial-)politischen Grundsatz ‚ambulant vor stationär‘ ein enormer Stellenwert zu, ermöglicht sie es doch erst mit ihren Unterstützungsleistungen, dass ein humanes Altern auch dann noch möglich ist, wenn die Selbständigkeit und Selbstbestimmtheit durch Krankheit und Hinfälligkeit gefährdet ist. Das „Aufgabenfeld“ der Familie ist also ein weites und diese Tatsache sollte in sozialpolitischen Maßnahmen zunehmend ihren Niederschlag finden. Denn schon jetzt zeichnet sich ab, dass die (Pflege-)Verantwortung – oder besser die Verantwortung des Kümmerns - zukünftig auf immer weniger Schultern verteilt sein wird.

7.3 Der Prozess der Entscheidungsfindung

Welcher Einfluss und welche Bedeutung den Angehörigen auf Grund ihres Kümmerns bei dem Treffen einer Wohnentscheidung zu kommt und warum diese Entscheidung oft nicht unabhängig von der Familie getroffen werden kann, wird in dem Modell der Entscheidungsfindung von Iken (2007) deutlich. Sie unterscheidet 3 Phasen:

a) *Initiierungsphase*: In dieser Phase werden von den Betroffenen bzw. von den Angehörigen problematische Hinweise wahrgenommen, die für oder gegen den Verbleib in der Wohnung sprechen. Wird eine ‚Wohnkrise‘ festgestellt, wird versucht, diese einzuschätzen. Für die Angehörigen, bei denen Iken einen entscheidenden Anteil an diesem Prozess konstatiert, erweisen sich zwei Fragen als richtungsweisend:

- Wie hoch ist das Gefährdungspotential der gegebenen Wohnform?

- Welche Bewältigungsmöglichkeiten stehen zur Verfügung? Welche Prognose gibt es für eine zukünftige Entwicklung?

Die Einschätzung dieser Situation durch die Beteiligten kann dabei sehr unterschiedlich sein. Innerfamiliär kann dieser Aushandlungsprozess in Bezug auf die Wohnsituation zu erheblichen Spannungen führen, bis hin zu einem „Boykott“, wenn Veränderungen als nicht notwendig erachtet werden und der Status quo erhalten bleiben soll.

b) Konzipierungsphase: In dieser Phase wird eine Antwort auf die Frage nach der ‚richtigen‘ Wohnform und dem konkreten Wohnort gesucht. Meist ist diese Phase von langer Dauer. Es werden Informationen gesammelt (Nutzung verschiedener Medien; Austausch mit Nachbarn, Angehörigen; Wohnberatung) und es kommt der Bewertung ‚Was ist für mich das Richtige‘ ein enormer Stellenwert zu. Die Passung von Wohnsituation und den eigenen Bedürfnissen soll durch einen Umzug gesichert sein. Und nicht zuletzt spielen Aspekte des Kümmerns seitens der Kinder in Wohnentscheidungen eine entscheidende Rolle. Nach einer längerfristigen Beschäftigung mit dem Thema, oft begleitet von Verunsicherung, Zweifel und wechselnden Auffassungen, kristallisiert sich meist ein Entschluss heraus. Auch hier unterstützen die Angehörigen in erheblichen Maße durch gemeinsame Überlegungen und praktische Hilfen, zu einem Entschluss zu kommen und ihn ggf. umzusetzen. An dieser Stelle sei vermerkt, dass bei nachlassender Kompetenz des älteren Menschen ein Entschluss durch die Angehörigen gefasst werden muss. Dies kann lange Zeit mit großen Widersprüchlichkeiten behaftet sein.

Ist einmal der Entschluss gefasst, geht es neben der grundsätzlichen Klärung einer Wohnform darum, einen konkreten Ort zu finden oder bei einem Verbleib in der Wohnung entsprechende Anpassungsmaßnahmen geplant und evtl. ambulante Dienste einbezogen werden. Den Angehörigen begleiten oft die Älteren bei diesen Gängen und nehmen eine Mittlerposition ein.

c) Umsetzungsphase: In dieser letzten Phase des Modells geht es um die konkrete Umsetzung der gefundenen Lösung. Auch hier sind die Angehörigen gefordert: entweder bei der Organisation des Umbaus der angestammten Wohnung bzw. bei einem Umzug. Nach der Umsetzung der Lösung beginnt die

innere Adaption an die Situation. Im Falle einer Wohnungsanpassung gelingt dies meist leicht, bei einem erfolgten Umzug kann diese Phase sehr schwierig sein. (S.223ff)

In diesem kurzen Überblick zeigt sich beispielhaft der Stellenwert des familiären Netzes und des Kümmerns, welches in vielen Fällen bereitwillig übernommen wird. Zu unterschätzen sind allerdings nicht die zahlreichen Konsequenzen, die das Kümmern nach sich zieht. Zum einen schlagen sich diese Belastungen im Alltag besonders bei Zeit und Geld, aber auch in emotionalen Belastungen nieder. Der Anteil des Kümmerns bei den zeitlichen Ressourcen muss an anderer Stelle eingespart werden. Somit werden oft eigene Freizeitaktivitäten eingespart. Neben diesen zeitlichen Belastungen wird auch das ständige Verfügbar-Sein als Belastung empfunden. Damit einhergehen emotionale Belastungen: die Wahrnehmung der Hinfälligkeit im Alter; Abschied nehmen vom bisher gekannten Bild der Eltern; negative Zukunftserwartungen; Angst vor dem eigenen Altern; das Gefühl, nicht genug getan zu haben und nicht zuletzt die Sorge, dem eigenen Partner/ den eigenen Kindern nicht gerecht zu werden, dass sie zu kurz kommen. In dieser kurzen Aufzählung klingt die Not an, die bei den Unterstützungspersonen entstehen kann – mehrheitlich sind es die Frauen. Insofern sollte eine passende Wohnform in einem Aushandlungsprozess gefunden werden, der auch die tatsächlich möglichen Unterstützungsleistungen der Familien mit einbezieht. Und letztendlich ist hier auch die Politik gefordert, steuert sie doch maßgeblich die Ressourcen der Familien mit.

8. Schlussbetrachtung

Wie die Gerontologie schon früh erkannt hat, gibt es nicht ‚das Alter‘ oder ‚die Alten‘ – für die es feste Handlungsanleitungen gibt. Das Alter unterliegt einem ständigen Wandel, nicht zuletzt durch die sich ständig ändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Es ist eine Vielfalt an Lebensstilen entstanden, denen es auch im Bereich des Wohnens mit der Bereitstellung verschiedenster Wohnformen Rechnung zu tragen gilt. Das traditionelle Bild vom Alter, welches von Verfall und Siechtum geprägt ist, bröckelt dank neuer Erkenntnisse – und wird ergänzt vom ‚jungen‘, mobilen, einkommensstarken alten Menschen. Die Ambivalenzen des Alters lassen sich allerdings nicht durch veränderte Altersbilder aufweichen. Letztendlich bleibt es Aufgabe, sich mit einer verstärkten Vulnerabilität im Alter auseinanderzusetzen und dieser Tatsache in die Wahl einer angemessenen Wohnform einfließen zu lassen. Ergänzend dazu findet immer mehr die Erkenntnis Beachtung, dass Wohnen in einem umfassendem Sinn begriffen werden sollte und über die ‚eigenen vier Wände‘ und das ‚barrierefreie Bauen‘ hinausgeht. Die sozialen Kontakte, das Wohnumfeld und die Infrastruktur besitzen neben dem unmittelbaren Wohnkontext entscheidenden Einfluss auf die Wohn- und Lebensqualität.

An Konzepten, Ideen und Vorstellungen zum Thema Wohnen im Alter mangelt es nicht. Da der Aktionsradius der Menschen im Alter meist immer mehr abnimmt, werden einerseits immer höhere Ansprüche an die Qualität des Wohnens gestellt – und gleichzeitig ist ihre Bedürfnisgerechtigkeit in zunehmendem Maße gefährdet. Als die wesentlichen Wohnbedürfnisse sind anzusehen:

- Funktionsgerechtigkeit von Wohnung und Wohnumfeld
- Sicherheit und Schutz
- Beständigkeit und Vertrautheit
- Privatheit und Intimität
- Kontakt, Kommunikation und Zugehörigkeit
- Anerkennung, Selbstdarstellung und Repräsentation

- Selbstverantwortung und Selbstbestimmung.

An diesen Bedürfnissen sollten alle Wohn- und Betreuungsformen ausgerichtet sein, um ein humanes Wohnen zu ermöglichen. Sie stellen also gleichzeitig Bewertungskriterien dar, an denen sich Wohnformen messen lassen müssen. Allerdings fällt eine objektive Bewertung oftmals ganz anders aus als eine subjektive Bewertung, die eingeflochten ist in unterschiedliche Bewertungssysteme (Bsp. der Ortsverbundenheit, s. Kap. 6).

Das breite Spektrum an Wohnformen liefert verschiedenste Handlungsoptionen in Bezug auf das Wohnen. Damit wird ein grundsätzliches Nachdenken über die Frage ‚Wie möchte ich im Alter wohnen?‘ überhaupt erst möglich. Zwischen den beiden Polen „Bleiben im vertrauten Zuhause“ oder ‚Umzug ins Heim‘ haben sich auf Grund des Ausbaus der ambulanten Hilfesysteme verschiedene Wohnformen entwickeln können. Den gemeinschaftlichen Wohnprojekten wird hier in den vergangenen Jahren ein vermehrtes Interesse zuteil. Diese sind meist mit hohen Erwartungen verbunden. Während das ‚Heim‘ als ‚Alten-Ghetto‘ in Verruf geraten ist, steht das Wohnprojekt für das Ausleben einer „späten Freiheit“ und verleiht dieser Wohnform eine enorme Attraktivität. Dennoch zeigen die Zahlen realisierter Wohnprojekte, dass diese Popularität nicht im Verhältnis zu der tatsächlichen Bedeutung des ‚Neuen Wohnen‘ steht. Auf Grund der Schwierigkeiten bei der Realisierung und der hohen Anforderungen an zukünftige Bewohner solcher Projekte ist nicht zu erwarten, dass sich diese Wohnform für die Breite der älteren Bevölkerung etabliert. Allerdings sind auch diese Bemühungen darum weiterhin zu unterstützen, da sie doch, wenn auch nur für eine geringe Zahl von Menschen, die passende Antwort auf die Frage nach humanen Wohnwelten im Alter sind. Das große Interesse an diesen Wohnformen zeigt uns allerdings auf, welche Sehnsüchte, Wünsche und Bedürfnisse alt werdende Menschen hinsichtlich ihrer Wohn-Lebens-Situation im Alter haben. Auch gesellschaftspolitisch ist diese Wohnform relevant, bildet sie eine Form der Solidarität ab, die für eine zukünftige Gesellschaft mit den angesprochenen demographischen Wandlungen und der damit verbundenen Frage nach Finanzierbarkeit und Organisation von Pflege unabdingbar scheint. Der innovative Charakter der neuen Alters-Wohnformen ist also einerseits in der Schaffung neuer Möglichkeiten des Zusammenlebens zu sehen, andererseits zeigen sie

uns Zweifel und Kritik an den traditionellen Lösungen auf, die dringend der Überarbeitung bedürfen (vgl. Iken 2007, S.190f).

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Weiterentwicklung des Wohnens im Alter in zwei Richtungen zielen wird:

- Anpassung und Weiterentwicklung vorhandener traditioneller Wohnformen (Wohnraumanpassung, Weiterentwicklung des Betreuten Wohnens und der Heimkonzepte)
- Entwicklung neuer Wohnformen bzw. die ‚alternativen‘ Wohnformen aus ihrem Nischendasein herausführen und zu einer gewissen ‚Normalität‘ verhelfen.

Es ist durchweg als positive Entwicklung einzuordnen, dass sich eine große Vielfalt an Konzepten in Bezug auf das Wohnen entwickelt hat und weiter entwickeln wird. Allerdings kann sich daraus eine Verwirrung über unterschiedlichen Leistungen ergeben, die eine bedürfnisgerechte Auswahl einer geeigneten Wohnform erschweren. Hier kommt der Wohnberatung von professioneller Seite ein enormer Stellenwert zu - neben der Öffentlichkeitsarbeit, in der es darum gehen wird, ein grundsätzliches Nachdenken über das Wohnen im Alter zu initiieren. Die derzeit vorhandenen Angebote werden dem Stellenwert der Wohnthematik nicht gerecht. Hier ist die Etablierung einer eigenständigen Fort-/Ausbildung zum Wohnberater mit festgeschriebenen (Mindest-)Standards als sinnvoll einzuschätzen, um eine adäquate Begleitung der älteren Menschen bezüglich ihrer Wohn-Lebens-Situation gewährleisten zu können. (s. Kapitel 5)

Letztendlich steht jeder Mensch selbst vor der Aufgabe, eine Entscheidung bezüglich seines Wohnarrangements zu treffen. Dabei zeigt sich die Erkenntnis, dass diese Entscheidung nicht unabhängig von Rahmenbedingungen zu treffen ist, die einerseits auf personaler Ebene liegen und sich gleichzeitig auf gesellschaftlich-kultureller Ebene verorten lassen. Schon auf Grund der Differenziertheit der einflussgebenden Faktoren lässt sich festhalten, dass es *die ideale Wohnform* nicht gibt und immer nur in Abhängigkeit begleitender Aspekte ausgewählt bzw. bewertet werden kann. Dies spricht für die Forderung, eine Vielfalt an Wohnformen bereit zu halten.

Die Entscheidung, ob ein Umzug stattfindet oder nicht, ist oft Ergebnis eines langfristigen Prozesses der Auseinandersetzung mit der Wohnthematik. Dass ein Umzug durchaus ein positives Ereignis darstellen kann, da er Veränderungen im Sinne von ‚Wachstum‘ mit sich bringen kann, ist Ergebnis neuerer Forschungen. Dies entspricht dem Bild eines wünschenswerten ‚aktiven Alterns‘. Allerdings bedeutet ein Umzug im Alter für viele Menschen den Umzug ins Heim – gerade, wenn sie vorher an ihrem ‚alten Zuhause‘ festgehalten haben, ‚bis es nicht mehr anders geht‘. Hier zeigt sich, dass ein gut begleiteter Umzug mit Vor- und Nachbereitung wesentlich dazu beitragen kann, dass der Umzug ins Heim nicht als traumatisierend empfunden wird. Allerdings sollten sich im Sinne eines qualitätsvollen Alterns im Heim trotz notwendiger Pflege Strukturen finden lassen, die das *individuelle Wohnen* in den Vordergrund stellen. Hier besteht erheblicher Nachholbedarf bei den Heimkonzepten. Für die Planung zukünftiger Heime sollten mindestens folgende beide Grundsätze beachtet werden: Einzelzimmer als Standard und kleinteilige, übersichtliche Strukturen in bekanntem Wohnumfeld. In Bezug auf das Altersheim tut sich eine Ambivalenz auf, die Iken (2007) mit folgenden Worten auf den Punkt bringt: „Niemand will ins Heim, aber gleichzeitig wird das Heim in allen Wohnoptionen als letzter Rettungsanker („Wenn nichts mehr geht“) angesehen. (S.186) Nehmen wir diese Worte ernst, kann Deinstitutionalisierung um jeden Preis nicht die Forderung für die Zukunft sein – sondern alle Anstrengung sollte unternommen werden, die Konzepte weiter- und ggf. umzuschreiben – um auch im institutionellen Rahmen ein humanes Altern zu ermöglichen.

Humanes Altern – dies ist Ziel und Sehnsucht aller Menschen in allen Wohnformen. In diesem Sinne sind Anstrengungen auf individueller, familiärer und nicht-familiärer, gesellschaftlicher und sozialpolitischer Ebene zu unternehmen. So verändert sich jeder Einzelne – und die Gesellschaft mit ihm.

Für die Soziale Arbeit ergibt sich in diesem Zusammenhang ein neues Aufgabenfeld, welches mit viel Engagement weiter etabliert werden muss. Wir sind aufgefordert, das Thema ‚Wohnen im Alter‘ in seiner Vielfalt und mit seinen Verflechtungen mit Vehemenz in die Öffentlichkeit zu bringen. Es müssen Konzepte erarbeitet werden, die die aktuellen Forschungsergebnisse in Handlungsstrategien umsetzen. Hier steht an erster Stelle der Ausbau der

Wohnberatung – um ältere Menschen und ihre Angehörigen begleiten zu können. Es muss sich die Sichtweise durchsetzen, dass die Thematik ‚Wohnen im Alter‘ barrierefreies Bauen und das Absichern der Pflege einschließen, aber dennoch weit darüber hinausgeht. An dieser Stelle braucht es unterstützend noch viel Forschungsarbeit. Die Gerontologie ist eine vergleichsweise junge Wissenschaft, die sich weiter ausbilden muss und wird. Gleichzeitig brauchen wir mehr Engagement und Einfallsreichtum bei der Vermittlung dieser Ergebnisse. Es sollten öfter Verknüpfungen auch zu anderen Professionen hergestellt werden. An der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) in Leipzig gibt es beispielsweise u.a. die Fachrichtungen ‚Architektur‘ und ‚Soziale Arbeit‘. Hier liegt Potential brach – da es bisher keinen Austausch zwischen diesen beiden Fachbereichen gibt. Herbert Reichl (2014) ist es gelungen, Architektur und Psychologie in Verbindung zu bringen. Dieser Dialog sollte viel mehr gefördert und eingefordert werden. Planen und Bauen für Menschen - ohne deren Bedürfnisse auf einer wissenschaftlich fundierten Basis zu kennen, ist skandalös. Dennoch scheint sich bisher niemand daran zu stören, dass dies keinen Studieninhalt darstellt. Dies zeigt, dass Altersforscher/ Sozialarbeiter von anderen Akteuren und Institutionen, die ebenfalls Einfluss auf die Gestaltung des Alterns besitzen, meist nicht befragt werden. Es geht also um aktive Einmischung von unserer Seite aus. Dies wird sich durch zahlreiche Bereiche ziehen: die angesprochene universitäre Ausbildung, Träger betreuten Wohnens und sog. Gemeinschaftlicher Wohnprojekte, Architekten, Landschaftsarchitekten, Stadtplanungsämter u.s.w. sind aktiv anzusprechen.

Weiterhin wird die Präventionsforschung sich neuen Aufgaben stellen müssen. Wie bereits mehrfach festgehalten, ist das Verbleiben im gewohnten Zuhause Ziel der meisten älteren Menschen. Hier stellt sich die Frage, wie die Ergebnisse von Studien im Alltagshandeln ihren Niederschlag finden können. Die Thematik ‚Nutzung neuer Technologien‘ ist ebenfalls ein weiter zu erforschendes Feld. Dabei gilt es Chancen, aber auch Grenzen von Technologien für das Altern aufzuzeigen. Außerdem werden vertiefende Forschungen nötig sein, wie die viel zitierte Ressource ‚Familie‘ weiter unterstützt werden kann. Bisher läuft sie Gefahr, überfordert und ‚ausgepowert‘ zu werden. Häufig werden bereits bestehende Unterstützungsangebote nicht angenommen. Dort zeigt sich das

Problem der Erreichbarkeit – sind es Barrieren im Kopf, ist es Unwissenheit? Besondere Anstrengungen müssen in diesem Zusammenhang unternommen werden, bildungsferne alternde Menschen zu erreichen, damit auch sie die Chance bekommen, sich gut auf das Alter(n) vorbereiten zu können.

Da sich unsere Gesellschaft zu einer *Gesellschaft des langen Lebens* entwickelt hat und es allseits anerkannt ist, dass Weichenstellungen für das Alter bereits früh (z.B. mit der Berufswahl) erfolgen, stellt sich die Frage, wann *Wissen über das Altern* vermittelt werden sollte. Dieses Wissen ist von Bedeutung für den Einzelnen - aber auch zahlreiche Berufszweige werden davon profitieren können. So sollten bereits in der Schule und Berufsschule die Besonderheiten des Alters betrachtet werden. Da ist Kreativität gefragt, die Erkenntnisse der Altersforschung interessant und attraktiv zu vermitteln.

Diese Zusammenstellung von Herausforderungen für Soziale Arbeit/ Altersforschung ist bei weitem nicht vollständig und bedarf noch vielerlei Betrachtungen, die sich im Zusammenspiel und Einbindung der unterschiedlichsten Akteure und Institutionen weiter ausbilden und entwickeln werden.

Aber eines zeigt sie uns ganz deutlich: Wir sind dringend aufgefordert zu handeln, um *humane Lebenswelten* zu (er-)halten!

Literaturverzeichnis

Andritzky, M. und Strack, H. (Hrsg.) (2007): Gemeinsam Wohnen im Alter. Chancen – Probleme – Perspektiven. Kralruhe: Ev. Akademie Baden.

Beck, U. und Beck-Gernsheim, E. (1994): Riskante Freiheiten : Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bertermann, G. & Naegele, B. (2010): Soziale Lebenslaufpolitik. Wiesbaden: VS Verlag.

Bertram, H. & Ehlert, N. (Hrsg.) (2010): Familie, Bindung und Fürsorge. Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne. Freiburger Studie zum familiären Wandel im Weltvergleich. Leverkusen: Opladen: Leske und Budrich.

Billmann, M., Schmidt, B. und Seeberger, B. (2009): In Würde altern. Konzeptionelle Überlegungen für die Altenhilfe. Frankfurt a. M.: Mabuse.

Birg, Herwig (2005): Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt. München: Beck.

Blonski, H. (2009): Die Vielfalt des Wohnens im Alter. Frankfurt a. M.: Mabuse.

BMJFFG (Hrsg.) (1986): Vierter Familienbericht. Berlin.

BMFSJ (Hrsg.) (2001): Dritter Bericht zur Lage der älteren Generation. Berlin.

BMFSJ (2001): Gemeinschaftliches Wohnen im Alter. Workshop in Hannover am 23./24. 11.1999. Berlin; Bonn.

BMFSJ (Hrsg.) (2002) : Vierter Bericht zur Lage der älteren Generation. Berlin.

BMFSJ (Hrsg.) (1998) : Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation. Berlin.

Bramberger, Andrea (2005): Zukunft: Altern: Wohnen. Wissenschaftliche Schriftenreihe des Zentrums für Zukunftsstudien – Salzburg Bd. 5. Münster: LIT Verlag.

Claßen, Oswald, Doh, Kleinemas, Wahl (2014): Umwelten des Alterns. Wohnen, Mobilität, Technik und Medien. Grundriss Gerontologie Band 10. Stuttgart: Kohlhammer.

Coors, Michael & Kumlehn, Martina (Hrsg.)(2014): Lebensqualität im Alter. Gerontologische und ethische Perspektiven auf Alter und Demenz. Stuttgart: Kohlhammer.

Deutscher Caritasverband e.V. & Verband Katholischer Altenhilfe in Deutschland e.V. (Hrsg.) (2010): Eckpunkte und Praxisbeispiele zu vielfältigen Wohnformen für das Alter. Freiburg, Br.

Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.) (1998): Wohnbedürfnisse, Zeitverwendung und soziale Netzwerke älterer Menschen. Expertisenband 1 zum Zweiten Altenbericht der Bundesregierung. Frankfurt a. M.; New York: Campus Verlag.

Dörner, Klaus (2007): Leben und sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Neumünster: Paranus Verlag.

Eberle, D. und Glaser, M.A. (Hrsg.)(2009): Wohnen – im Wechselspiel zwischen öffentlich und privat. Sulgen/Ch: Niggli.

Filipp, S.-H. & Mayer, A.-K. (1999): Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehungen zwischen den Generationen. Stuttgart: Kohlhammer.

Flade, A. (2006): Wohnen psychologisch betrachtet. 2., vollst. überarb. und erw. Aufl. Bern: Huber.

Göckenjan, Gerd (2000): Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hänisch, Christian (2014): Lebensabend und Lebensende. Nachdenkliche Betrachtungen. Kirhain: Verlag Hartmut Becker.

Höpflinger, F. (2004): Traditionelles und neues Wohnen im Alter. Zürich: Seismo.

Iken, Ulrike (2007): Orte des Alterns – Weichenstellung der Wohn-Lebens-Situation im höheren Lebensalter. Studien zur Gerontologie Band 12. Hamburg: Verlag Dr. Kovac.

Institut für Demoskopie Allensbach (Hrsg.) (2013): Generali Altersstudie 2013. Wie ältere Menschen leben, denken und sich engagieren. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Kohli, Martin & Künemund, Harald (2000): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Surveys. Leverkusen: Opladen: Leske und Budrich.

Kuratorium Deutsche Altershilfe (2003): Neue Wohnkonzepte für das Alter und praktische Erfahrungen bei der Umsetzung - eine Bestandsanalyse. Köln.

Kruse, A. & Wahl, H.-W. (2010): Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

Kuratorium Deutsche Altershilfe (Hrsg.) (2005): Das Einzelzimmer – Standard in der stationären Altenhilfe? Würde. Humanität Selbstbestimmtheit. Individualität. Privatheit. Intimsphäre. Architektur + Gerontologie 4. Köln: KDA.

Oswald, Frank (1996): Hier bin ich zu Hause. Zur Bedeutung des Wohnens. Eine empirische Studie mit gesunden und gehbeeinträchtigten Älteren. Beiträge zur Gerontologie Band 6. Regensburg: S. Roderer Verlag.

Reichl, Herbert (2014): Humane Lebenswelten. Eine Psychologie des Wohnens und des Planens. Leipzig: Amazon Distribution GmbH.

Saup, Winfried (1991): Konstruktives Altern. Göttingen: Hofgrefe.

Saup, Winfried (1990): Übersiedlung und Aufenthalt im Alten- und Pflegeheim. Forschungsstelle für Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie. Augsburg.

Schulz-Nieswandt, Köstler, Langenhorst, Marks (2012): Neue Wohnformen im Alter. Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser, 1. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.

Tesch-Römer, Clemens (2010): Soziale Beziehungen alter Menschen. Grundriss Gerontologie Band 8. Stuttgart: Kohlhammer.

Wahl, Tesch-Römer, Ziegelmann (Hrsg.)(2012): Angewandte Gerontologie. Interventionen für ein gutes Altern in 100 Schlüsselbegriffen. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

Weeber, Rotraut (1993): Wohnen im Alter. Zukunftsweisende Lösungen: Praxis – Probleme – Perspektiven. Hrsg.: Landesinstitut für Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen. Aachen: satz + druck gmbh.

Weeber und Partner (1996): Wohnkonzepte für Menschen mit Behinderungen: Grundlagen und Planungshilfen. Hrsg.: Landesinstitut für Bauwesen des Landes Nordrhein-Westfalen, im Auftrag des Ministeriums für Bauen und Wohnen des Landes Nordrhein-Westfalen. Aachen: satz + druck gmbh.

Wehrli-Schindler, Brigit (1997): Wohnen im Alter: Zwischen Zuhause und Daheim. Braucht es neue Wohnformen für Betagte? Zürich: Seismo Verlag.

Erklärung

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Frohburg, 02.04.2015